



Samuel Koch

Mein zweites Leben

Friedrich Hänssler



Einflussreicher
Verleger

Friederike Garbe



Engagiertes
Model

Ludwig Güttler



Musikalischer
Schatzsucher

Liebe Leser!

Das Schicksal von Samuel Koch bewegt seit seinem Unfall in der „Wetten dass..?“-Sendung am 4. Dezember 2010 die Menschen. Jede Meldung, die über ihn verbreitet wird, stößt auf überdurchschnittlich große Aufmerksamkeit. Am 23. April stellte der Verlag „adeo“ das Buch: „Samuel Koch – Zwei Leben“ in Berlin vor. Wir freuen uns sehr, dass wir einen Auszug daraus abdrucken dürfen. Aber uns hat noch ein weiterer Aspekt interessiert: Die Entstehungsgeschichte dieses Buches. Unsere Hauptstadt-Korrespondentin Anna Wirth hat sich dafür mit Samuel Koch in Hannover getroffen.



Es war für unsere Autorin eine besondere Begegnung, über die sie sagt: „Ich habe einen sehr bewegenden Menschen kennengelernt.

Samuel ist wirklich faszinierend, tief betrübt über sein Schicksal, zugleich höchst humorvoll und sehr intelligent. Ich glaube nicht, dass ich jemals eine Geschichte bearbeitet habe, die mich so berührt hat.“ Von Samuel Koch war es ein großer Vertrauensbeweis, eine Journalistin in seiner Wohnung zu empfangen. Denn der 24-Jährige hat nicht nur gute Erfahrungen mit der Presse gemacht. „Wahrscheinlich ist es wie überall: Es gibt Gute und Böse in diesem Geschäft“, sagte er gegenüber pro.

Im Buch beschreibt er, wie die Presse ihn vom Zeitpunkt seines Unfalls an regelrecht gejagt habe und wie Journalisten die Berichterstattung in eine bestimmte Richtung lenken wollten. Andererseits gab es Reporter, die aufrichtig mit Familie Koch trauerten. Tatsächlich ist die Grenze zwischen dem Ausschlachten der Not eines Menschen und der aufklärenden Berichterstattung fließend. Die Geschichte von Samuel Koch ist für uns deshalb Ansporn, unsere Arbeit zu hinterfragen und zu versuchen, auf der „guten Seite“ zu stehen. Samuels Erfahrungen zeigen, wie wichtig es ist, dass Medienmacher klare Wertmaßstäbe haben und als Journalisten ethisch handeln. Das wollen wir besonders bei der Förderung unserer Nachwuchsjournalisten vermitteln.

Sicher bewegt auch Sie diese Geschichte. Schreiben Sie uns Ihre Meinung dazu. Ab der nächsten Ausgabe veröffentlichen wir einen Teil der Leserbriefe, die bei uns eingehen. Sie erreichen die pro-Redaktion ab sofort auch über unser neues Lesertelefon, an dem Sie uns persönlich Ihre Anregungen, Kritik oder Zustimmung mitteilen können.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen! Herzlichst,

Ihr Wolfgang Baake



TITEL

Hoffnungsträger wider Willen

Samuel Koch über den Sturz, der alles veränderte	6
„Einmal mehr aufstehen als hinfallen“	
Eine Begegnung mit Samuel Koch	10

GESELLSCHAFT

Das Chamäleon vom Nil

Die seltsame Wandlungsfähigkeit der Muslimbrüder	12
„Dritte Konfession: Humanismus“	
Wie atheistische Verbände aufrüsten	16
„Fromme nicht in Schubladen packen“	
Peter Jörgensen: Lobbyist für Freikirchen und Arme	18
„Ein Mann des Glaubens“	
Bekannt, einflussreich und mit 85 Jahren immer noch aktiv: der christliche Verleger Friedrich Hänssler	24
Ein Herz für Findelkinder	
Friederike Garbe hat viele Talente – und nutzt sie für ausgesetzte Babys	26

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



16



6 | 10



30

Acta, Anwälte und Piraten: Urheberrecht im Internet



34

MEDIEN

Freiheit ad Acta?

Digitales Urheberrecht – warum keiner eine Lösung hat 30

Bloggen als Aufklärung

Wie sich der Betreiber des Weblogs „Zettels Raum“ gegen den medialen Mainstream stellt 32

„Gute Geschichten können nicht missionarisch sein“

Der gläubige Drehbuchautor Christoph Silber sieht christliche Kunst kritisch 34

„Bloß keinen Journalismus studieren“

Die ARD-Fernsehjournalistin Iris Völlnagel im Porträt 36

KOLUMNE

Die moralische Bundespräsidentenkrise

Wolfram Weimer zeigt, dass mit der öffentlichen Moral etwas nicht stimmt 23

IMPULS

Malen nach Jesu Zahlen

Dr. Michael Diener erläutert, warum das Leben manchmal Vorlagen braucht 29

PÄDAGOGIK

Das digitale Klassenzimmer

Lernen in einer Notebookschule 38

Lebenslänglich online

Die wichtigsten Regeln für eine sichere Facebook-Nutzung 40

KULTUR

Bach im Matrosenanzug

Die Thomaner singen zur Ehre Gottes – seit 800 Jahren 20

Musikalischer Schatzsucher

Ludwig Güttler: Der Trompetenvirtuose engagiert sich nicht nur für die Frauenkirche 44

Rezensionen

46

IMPRESSUM



Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
 Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
 Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
 Vorsitzende Margarete Hühnerbein
 Geschäftsführer Wolfgang Baake
 Redaktionsleitung Ellen Nieswiodek-Martin | Redaktion Moritz Breckner,
 Nicolai Franz, Elisabeth Hausen, Andreas W. Quiring, Jörn Schumacher,
 Dr. Johannes Weil, Anna Wirth



pro-Lesertelefon
 (0 64 41) 9 15 171

E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de
 Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
 Internet www.pro-medienmagazin.de | www.prokompakt.de
 Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
 Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
 Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 513900 00
 Beilage Israelreport (16 Seiten)
 Titelfoto Simone Fischer-Trefzer

Leserbriefe und Lesertelefon

Ihre Meinung ist uns wichtig. Deshalb wollen wir ab der nächsten Ausgabe des Christlichen Medienmagazins pro Ihre Leserbriefe veröffentlichen. Wir freuen uns über jede Zuschrift. Und wenn Sie lieber telefonieren, erreichen Sie über das Lesertelefon an Wochentagen ein Mitglied der Redaktion. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet unser Mitarbeiter Nicolai Franz. | **PRO-REDAKTION**

Christliches Medienmagazin pro | Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
E-Mail: leserbriefe@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71 | Telefax: (0 64 41) 91 51 57



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71



Foto: evangelisch.de

Käßmann wird Luther-Botschafterin

Mehr als zwei Jahre nach ihrem Rücktritt übernimmt Ex-Bischöfin Margot Käßmann wieder ein wichtiges Amt in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Am 27. April wird die prominente Theologin als Botschafterin für das 500-jährige Reformationsjubiläum 2017 eingesetzt. Der EKD-Ratsvorsitzende Nikolaus Schneider will Käßmann das neue Amt in einem Gottesdienst in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin übertragen. Bereits im Sommer hatte die EKD sich zur Einbindung Käßmanns in die Vorbereitungen des Reformationsjubiläums entschieden. Bis vor kurzem hatte die 53-Jährige eine Professur an der Universität Bochum wahrgenommen. Öffentlichkeitswirksam solle Käßmann für das Jubiläum werben und den Beitrag der Reformation zur Entwicklung von Kirche, Staat und Kultur veranschaulichen, erklärte die EKD. Außerdem solle Käßmann außerhalb der Kirche Sponsoren und ideelle Unterstützer für das Jubiläum und seinen Vorlauf gewinnen. Nach einer Alkoholfahrt war die Theologin im Februar 2010 als hannoversche Bischöfin und EKD-Chefin zurückgetreten. | **MORITZ BRECKNER**

Gebetskampagne im Netz

Der Verein ProChrist bietet erstmals eine großangelegte Gebetsaktion im Internet an. „Dein Wunsch an Gott“ heißt die Kampagne, die Menschen ohne Bezug zum Christentum den Kontakt mit Gläubigen erleichtern soll.

Von Dezember 2012 bis März 2013 können Internetnutzer anonym ihren „Wunsch an Gott“ über das Netz loswerden. Ehrenamtliche Mitarbeiter von ProChrist nehmen das Anliegen in ihr Gebet auf und begleiten den „Suchenden“ für einen bestimmten Zeitraum. Um möglichst viele Menschen zu erreichen, will der Verein Werbebanner auf den Startseiten großer E-Mail-Dienstleister schalten. Der Internetnutzer erhält dort einen Link. In einem ersten Schritt kann er dann ein Anliegen aufschreiben, danach kann er einen von etwa 2.500 Betern auswählen. ProChrist rechnet mit etwa 100.000 interessierten Nutzern der E-Mail-Dienstleister. „Das Anliegen des Suchenden verschwindet nicht anonym im Netz. Er erfährt vielmehr, dass da jemand ganz persönlich betet – so wie die Beziehung zu Gott persönlich ist“, erläutert ProChrist-Geschäftsführer Michael Klitzke die Aktion. | **ANNE KLOTZ**



Foto: ProChrist

Ein Pfarrer in Bellevue

Mit Joachim Gauck steht nun ein ehemaliger evangelischer Pfarrer an der Spitze der Bundesrepublik. Das freut nicht nur die Kirchen, sondern es veranlasste sogar die Medien dazu, nach den christlichen Wurzeln des DDR-Bürgerrechtlers zu suchen.

Michael Diener, Vorsitzender der „Deutschen Evangelischen Allianz“ (DEA), erklärte, er wünsche sich, dass durch Gauck „hörbar und erlebbar“ werde, wie christlicher Glaube einem Leben „Rückgrat“ verleihe. Erzbischof Robert Zollitsch würdigte die „christliche Prägung“ des Präsidenten, sein „Wirken in der evangelischen Kirche“ und seinen „Kampf für die Überwindung der Unfreiheit“. Der Vorsitzende des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Präses Nikolaus Schneider, teilte mit, Gauck habe mit seiner Lebensgeschichte viele Menschen erreicht und überzeugt. Zahlreiche Medien warfen angesichts der Kirchnähe des neuen Präsidenten einen Blick in sein Glaubensleben. So bezeichnete „evangelisch.de“ Gauck als politischen Prediger. Die „Süddeutsche Zeitung“ (SZ) sieht im Bonhoeffer-Fan Gauck vor allem einen „Missionar in Sachen Demokratie“. Die „Tageszeitung“ (taz) nannte den Präsidenten in Anlehnung an die Bibel einen „Menschenfischer“. Die „Welt“ textete gar: „Der Protestantismus prägt die deutsche Politik wie nie zuvor.“ | ANNA WIRTH



Foto: pro

Foto: CDU/CSU, Steven Rösler
(v.l.n.r.) Wolfgang Baake, Volker Kauder, Dr. John Oh

„Christenverfolgung stärker thematisieren“

Eine Delegation der koreanischen „Sarang Community Church“ in Seoul hat im März Berlin besucht. Hauptpastor John Jung-Uyun Oh und seine Begleiter trafen sich auch mit dem Vorsitzenden der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Volker Kauder, und dem Parlamentarischen Staatssekretär beim Bundesminister der Finanzen, Hartmut Koschyk (MdB). Letzterer ist auch Co-Vorsitzender des Deutsch-Koreanischen Forums. In dem Gespräch dankte Pastor Oh Volker Kauder dafür, dass dieser und die gesamte CDU/CSU-Bundestagsfraktion sich so engagiert für die verfolgten Christen in der Welt einsetzen und auch die Situation in Nordkorea im Blick hätten.

Kauder erklärte, er wolle das Thema Christenverfolgung auch international stärker als bisher verankern. Dafür schlug er eine internationale Konferenz vor, die sich mit der Situation der Christen weltweit beschäftigt. Hauptpastor Oh zeigte sich in dem Gespräch mit Finanzstaatssekretär Koschyk sehr interessiert an der Rolle Deutschlands in Europa sowie an den Erfahrungen der Deutschen Wiedervereinigung. Diese könnten dabei helfen, einen Beitrag zur Überwindung der Teilung der koreanischen Halbinsel zu leisten. Die Gäste besuchten Deutschland auf Einladung des Beauftragten der Deutschen Evangelischen Allianz am Sitz des Deutschen Bundestages und der Bundesregierung, Wolfgang Baake. | JÖRN SCHUMACHER



Ein schrecklicher Unfall – und Deutschland sieht zu: Am 4. Dezember 2010 stürzte Samuel Koch in der Sendung „Wetten, dass..?“ beim Versuch, mit Sprungfedern fahrende Autos zu überspringen.

Mein Vater war am dichtesten dran. Er nahm den Absprung noch wahr. Dann: „Ein Knall, als Samuels Kopf die Dachkante berührte. Ein Poltern, als sein regungsloser Körper auf dem Boden aufschlug. Ich bin vielleicht noch zehn Meter gefahren“, erinnert sich mein Vater. „Dann habe ich angehalten und gewusst: Es ist etwas Schreckliches passiert.“

Mein Vater handelte wie in Trance. Er brauchte ein paar Sekunden, um sich zu besinnen. Dann stieg er aus dem Wagen und ging langsam auf die Menschentraube zu, die sich um mich gebildet hatte – Ersthelfer, Ärzte, Sanitäter, Menschen aus dem ZDF-Team, mit denen ich vor einer halben Stunde noch hinter der Bühne gewitzelt hatte.

„Ich konnte das Entsetzen in der Halle körperlich spüren. Es mischte sich mit meinem eigenen“, erzählt mein Vater.

Was er nicht bemerkte, war, was auf den Rängen geschah: Menschen schlugen sich die Hände vor den Mund. Starren mit aufgerissenen Augen auf die Bühne. Fielen sich in die Arme oder gar in Ohnmacht. Begannen zu schluchzen.

Alles kam meinem Vater in diesem Augenblick vor wie aus Watte – seine Bewegungen, die Bilder, die auf ihn einströmten, die Erinnerungen. „Ich habe mich zu Samuel hingekniet und gesehen, dass er aus der Nase blutete. Nur ganz wenig. Sonst hatte er keine sichtbaren Verletzungen. Er war wach. Öffnete die Augen. Sah mich an und sagte zu mir: „Papa, ich will wieder laufen können!““

Er weiß heute nicht mehr, was er mir darauf geantwortet hat. Jemand fasste meinen Vater bei der Schulter, deutete auf meine Mutter, die etwas abseits stand und schluchzte. Er möge sich um sie kümmern, für mich wären die Ärzte da. „Ich bin zu Marion gegangen, habe sie umarmt, doch ich konnte sie nicht beruhigen“, erinnert sich mein Vater. „Daraufhin bin ich wieder zu Samuel geeilt, der immer noch am Boden lag, mittlerweile mit einer Halskrause versehen.“

Ärzte und Sanitäter bereiteten mich für den Transport vor. Mein Vater suchte wieder nach meiner Mutter, konnte sie erst nicht finden. „Ich habe kein Wort mehr herausbekommen“, sagt



Vor über einem Jahr erlebte die TV-Nation den schrecklichsten Unfall in der Geschichte der Unterhaltungsshow „Wetten, dass..?“. Als der damals 23-jährige Samuel Koch beim Überspringen eines fahrenden Autos schwer stürzte, veränderte das sein Leben – und auch die Zukunft der Sendung. Bis heute ist der ehemalige Leistungssportler von den Schultern abwärts gelähmt. Das hat ihn nicht davon abgehalten, ein Buch zu schreiben, in dem er den Unfallhergang, die schwierige Therapie und sein Hadern mit Gott zum Thema macht. pro veröffentlicht Auszüge aus „Samuel Koch – Zwei Leben“.

Hoffnungsträger wider Willen

er. „Wildfremde Leute wollten sich um mich kümmern, redeten auf mich ein. Was sie zu mir sagten, weiß ich nicht mehr.“

Meine Mutter und mein Vater wurden von Ärzten betreut und aus der Halle geführt. Sie wollten ihnen etwas zur Beruhigung geben, doch beide lehnten ab: „Ich brauche einen klaren Kopf, kein Beruhigungsmittel“, sagte meine Mutter.

Mein Vater wollte zurück zu mir und ging in Richtung Halle. „Da habe ich verhaltenes Klatschen gehört und war zuerst irritiert“, erinnert er sich. Als er in die Halle zurückkam, erfuhr er den Grund für diesen Applaus: Thomas Gottschalk hatte die Sendung wegen des Unfalls abgebrochen. Zum ersten Mal in 30 Jahren „Wetten, dass..?“ (...)

Eine Notgemeinschaft

Während all dieser Vorgänge wichen meine Eltern und Geschwister fast nie von meiner Seite. Und ebenso wenig meine Freunde. Noch heute rechne ich ihnen sehr hoch an, was

sie in diesen ersten beiden Tagen in Düsseldorf getan haben. „Sie haben etwas ganz Einfaches gemacht“, sagt mein Vater. „Sie waren nämlich da.“

Spontan versammelten sich meine Freunde in der Eingangshalle der Universitätsklinik. Sie redeten miteinander, sie weinten, sie beteten, sie sprachen meinen Eltern Trost zu. Sie kümmerten sich um meine Geschwister. Ebenso spontan beschlossen sie, die Nacht über bei meinen Eltern zu bleiben, nicht von ihrer Seite zu weichen. (...)

Am Sonntagvormittag hatte Thomas Gottschalk unsere ganze Familie auf sein Hotelzimmer eingeladen“, erzählt meine Mutter. „Er sagte uns, wie nahe ihm das alles ging. Zum Abschluss wollte er mit uns das Vaterunser beten, da wir ja ‚sehr fromm‘ seien, wie er meinte. Also haben wir zusammen gebetet. Na ja, mehr geholpert, aber wir haben miteinander für Samuel gebetet! Thomas Gottschalk hat uns damals versprochen, dass er alles für Samuel tun möchte, was in seiner Macht steht. Wir haben bis heute Kontakt.“



Foto: Kerstin Sander, STAGEPHOTOGRAPHERS

Sport war sein Leben: Samuel Koch war vor seinem Unfall Turner.

Die Nähe und Anteilnahme anderer tat uns allen gut. Mein Onkel kam mitten aus seiner Arbeit durch halb Deutschland angereist, um mich zu sehen, für mich zu beten und in meiner Nähe zu sein. Genauso wie Freunde meiner Eltern. (...)

Thomas Gottschalk: „Und wenn ich von einer schicksalhaften Verbindung zwischen mir und Samuel gesprochen habe, meine ich nicht den Abschied von einer Samstagabend-Show, sondern die Tatsache, dass ich diesem jungen Mann eine tiefe Einsicht verdanke, wie man mit einem Leben umgehen kann, das eben nicht so verläuft, wie man es geplant und sich gewünscht hat.“

Auch bei den Mahlzeiten blieb die verschworene Gemeinschaft aus Familie, Freunden, Helfern und Unterstützern stets zusammen. „Es ging um mehr als Nähe und gemeinsames Fühlen“, sagt mein Vater. „Wir waren wirklich im Leid vereint.“ Ein Stück Geborgenheit, Wärme, hemmungslose Nähe. „Wir waren besten Gewissens distanzlos, niemand musste jemandem etwas vorspielen“, beschreibt er diese emotionale Ausnahme-situation. „Wir waren nur noch echt. Selbst ein Mitarbeiter des ZDF saß heulend auf dem Boden. Der Arme war abgestellt worden, um sich um uns zu kümmern.“

Und wirklich wich der Mann meinen Eltern nicht mehr von der Seite. Er war überall mit dabei. Meine Mutter nennt ein Beispiel für den unaufdringlichen Hilfeinsatz: „Er ist die ganze Woche über mehrmals am Tag unaufgefordert losgegangen und hat Essen besorgt. Dann gab es im Hotelzimmer Pizza für alle oder was eben sonst aufzutreiben war.“

„Ich fühlte mich manchmal ein bisschen an das erste Abendmahl erinnert“, sagt mein Vater im Rückblick auf die Mahlzeiten, die die Gruppe stets gemeinsam einnahm. „Eine lange

Tafel. Sehr still. Auch vom Sender kamen zwischendurch Menschen und schwiegen mit uns. Es tat gut, dass sie da waren.“

„Wenn alle Menschen so zueinander wären, dann wäre alles perfekt auf der Welt!“, sagte mein Vater einmal in der Rückschau auf diese Tage und die Welle der Hilfsbereitschaft, die uns entgegenschlug. (...)

Wunsch und Wirklichkeit

„Wer weiß schon wirklich, wie es Samuel geht?“, fragt sich meine Mutter. Und damit stellt sie eine wichtige Frage. „Wir haben immer wieder das Gefühl, dass es Samuel nach der Auffassung bestimmter Medien einfach nicht schlecht gehen darf!“

Natürlich gibt es immer wieder kleine, mühsam errungene Mini-Erfolge, die manche unter dem Begriff „Fortschritte“ verbuchen würden. Schließlich musste ich vor einem Jahr noch beatmet werden; das ist heute nicht mehr nötig. Ich kann meinen Kopf selbstständig aufrecht halten, ich kann mithilfe meiner Schultermuskulatur meinen rechten Arm so weit bewegen, dass ich damit einen Elektrorollstuhl bedienen kann. Das alles ist wahr. Doch wahr ist ebenso, dass ich immer wieder Rückschläge erlebe und dass ich vor allem so gut wie alle Dinge nach wie vor nicht tun kann.

In einer Sendung mit einem bekannten Showmaster sollte ich im Fernsehen auftreten. Der elektrische Rollstuhl, in dem ich normalerweise sitze, wenn ich mich halbwegs eigenständig fortbewegen will, ist groß und klobig. Die Redaktion der TV-Sendung hätte es schöner gefunden, wenn ich einen klei-

neren mechanischen Rollstuhl benutzt hätte, damit man mehr Mensch als Maschine sieht.

„Die Redaktion wollte ihn regelrecht dazu überreden!“, erinnert sich meine Mutter. „Ich habe mich immer gefragt, warum. Bis ich drauf gekommen bin!“

Was ist der Grund für solche Ideen, die mit meiner Lebensrealität wenig zu tun haben?

„Die Leute wollen einfach, dass es Samuel wieder gut geht!“, sagt meine Mutter. Ihre These lautet: Ich spiele seit meinem Unfall eine Rolle im kollektiven Bewusstsein der Fernseh-Nation. Ein netter Junge, durch einen tragischen Unfall aus dem normalen Leben gerissen, der nun heldenhaft darum kämpft, seine Lage zu meistern, und der vielleicht sogar sein Leben in Teilen wieder zurückerobert. Und als Beweis, wie ihm das stückchenweise gelingt, wollen wir den guten Samuel doch bitteschön in unserer Show am besten nur in dem leichten Rollstuhl sehen. Der große sieht zu sehr nach Tragödie aus ...

Schöne Geschichte, oder? Die hat nur einen Haken: Auch sie stimmt nur bedingt. Denn diese Version der TV-Wahrheit blen-

det die Frustration, Kämpfe und Rückschläge aus. Die Sorge, die mich immer wieder überfällt, dass alles so bleiben könnte, wie es jetzt ist. Meine Unselbstständigkeit, mein Ringen um jede Muskelfaser, die ich jeden Tag wieder neu aktivieren muss. Keine schöne Geschichte?

Jedenfalls nicht für die meisten Showformate im Fernsehen. „Samuel ist bei solchen Anfragen wie der mit dem Rollstuhl sehr beeinflussbar“, erklärt meine Mutter. „Ganz einfach schon deshalb, weil es seinem eigenen Wunsch entspricht: Er selbst würde natürlich auch am liebsten deutliche Fortschritte sehen. Und auch er möchte möglichst wenig Maschine um sich herum, dafür viel Manuelles!“

Doch so ist es nun mal nicht. Ich habe keine tollen Fortschritte vorzuweisen. Vielleicht ist es wirklich so, wie ein Freund mir neulich sehr dick aufgetragen sagte: „Samuel, du bist im Augenblick zum Hoffnungsträger der Nation verdammt. Wahrscheinlich will niemand sehen, dass es dir auch mal richtig Scheiße geht. Aber da musst du jetzt durch!“

Mir liegt auch gar nichts daran, in der Öffentlichkeit rumzujammern, wie schlecht es mir geht. Selbstmitleid macht mir nur selten Spaß. Unehrllichkeit aber auch. (...)

Ich wartete und hoffte. Aber als einige Monate vergangen waren, lohne dass irgendetwas Signifikantes geschehen war, merkte ich: „Hier läuft etwas nicht so, wie ich es mir erhofft habe.“

Da begannen meine Diskussionen mit Gott. Langsam dämmerte mir, wie es wirklich um mich stand und dass ich aus dieser Nummer eventuell nicht glimpflich rauskommen würde. Von da an begann sich mein Gebetstenor zu verändern. Ich flehte zwar weiterhin um Linderung der Schmerzen, um eine Besserung, um Heilung oder irgend so etwas.

Aber mit der Zeit sickerten immer mehr Einsichten in mein Denken. Irgendwann wurde mir bewusst, dass ich mein ganzes Herzblut in meine Wiederherstellung steckte: „Ich denke an nichts anderes mehr. Tagein, tagaus bitte ich nur darum, geheilt zu werden, statt offen zu sein und mich auf andere gedankliche Wege einzulassen.“

Eines Morgens machte mich der Bibeltext der Tageslosung hellhörig. Die sogenannten „Herrnhuter Losungen“ bestehen aus kurzen Bibeltexten des Alten und des Neuen Testaments. Seit 1731 wird durch Auslosen jeweils ein Text für jeden Tag ausgesucht. Die Losungen werden weltweit von Christen aller Konfessionen gelesen. Jeden Tag zum Frühstück habe ich mir diese Tageslosung vorlesen lassen, und eines Tages kam der Vers: „Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz“ (Matthäus 6, 21). Ich verstehe das so: Das, womit man die meiste Zeit verbringt und in das man das meiste Herzblut investiert, worum die Gedanken am häufigsten oder intensivsten kreisen, darüber definiert man sich. Das ist der „Schatz“, das Wichtigste im Leben, um das alles kreist.

Eine richtige kleine Glühlampe ging über meinem Kopf an. Was machte ich da eigentlich? War meine körperliche Wiederherstellung das wichtigste und einzige Thema für mich? Und sollte das vielleicht nicht so sein? Verfolgte Gott vielleicht einen anderen Plan, und wenn ja, wie sah der aus?

Wenn ich so über mein bisheriges Leben nachdachte, hatte vieles besser funktioniert als erwartet. Mich hatten immer wieder Leute gefragt: „Wie kommt es eigentlich, dass du so viel Glück hast und dir so vieles gelingt?“ Tatsächlich war mir al-



Samuel Koch beim Verlassen der Klinik in Nottwil. Sein Studium in Hannover hat er mittlerweile wieder aufgenommen.

Foto: adeo Verlag / privat

les Mögliche zugefallen, und anderes hatte weitaus besser geklappt, als ich je zu hoffen gewagt hatte. Doch es war wohl eher so, dass Gottes Pläne immer ein bisschen besser gewesen waren als meine eigenen.

Konnte das auch jetzt noch so sein, in dieser Extremsituation? Ich begann meine Lage genauer zu analysieren und mich zu fragen, was mir das alles sagen sollte.

Ich glaube nicht, dass es Zufälle gibt. Und deshalb glaube ich auch nicht, dass dieser Unfall einfach so passiert ist, weil so etwas nun mal passiert. Früher bin ich oft wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass Gott auf mich aufpasst und mir schon nichts Schlimmes passieren würde. Inzwischen ist mir klar geworden, dass die Sache so nicht läuft. Jeden Tag geschehen Leuten schlimme Sachen. Jeden Tag gibt es allein in Deutschland fünf neue Querschnittgelähmte, und Gott verhindert das nicht. Vielleicht verfolgt er damit sogar ein bestimmtes Ziel; vielleicht stimmt es auch, was in der Bibel steht: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ (Römer 8,28). Das verstehe ich so, dass Gott auch aus schlechten Ereignissen letztlich etwas Gutes machen kann.

Wie das in meinem Fall aussehen soll, weiß ich allerdings nicht. Ich bin immer noch mit Gott darüber im Gespräch und habe noch keine richtig zu Ende gedachten Antworten auf die Frage nach dem „Warum?“, oder besser: „Wozu?“ ■



Christoph Fasel, Samuel Koch: „Samuel Koch – Zwei Leben“, adeo Verlag, 208 Seiten, 17,99 Euro, ISBN: 978-3-942208536



„Selten so viel gelacht“:
Lektorin Karoline Kuhn und
Samuel Koch sind bei der Arbeit
am Buch Freunde geworden.

Foto: pro

„Einmal mehr aufstehen als hinfallen“

Samuel Kochs Geschichte ist keine fröhliche. Sie handelt vom Verlust. Ihm selbst liegt trotzdem nicht viel am Heulen, sagt er. Über eine bewegende Begegnung mit einem, der sich kaum bewegen kann. | **VON ANNA WIRTH**

Es scheint, als wohne in diesen vier Wänden, mitten in Hannover, ein ganz gewöhnlicher Student. In der geräumigen Küche hängen Postkarten an den Wänden, im Regal sammeln sich die Hörbücher, mittendrin ein Foto von einer Turnmannschaft. Erst auf den zweiten Blick fallen die Reifenspuren auf. Ganz leicht zeichnen sie sich auf dem hellen Parkettboden ab. Hier wohnt kein gewöhnlicher Student. Hier lebt einer, der auf vier Rädern unterwegs ist – weil er nicht mehr anders kann. Als ich Samuel Koch in seiner neuen Bleibe besuche, ist er gerade eingezogen. Erst vor wenigen Wochen ist er aus einem Ägypten-Urlaub zurückgekommen, nun will er sein Studium an der „Hochschule für Musik, Theater und Medien“ wieder aufnehmen. Am 4. Dezember 2010 war es jäh unterbrochen worden. Es war der Tag seines Unfalls bei „Wetten, dass..?“. Seitdem ist der 24-Jährige von den Schultern abwärts gelähmt und auf einen Rollstuhl angewiesen.

Es ist ihm schon besser gegangen als an diesem Mittag. Zum ersten Mal war er bei einer neuen Physiotherapie in Hannover. „Wir haben es ein bisschen übertrieben“, sagt er. Sein Rollstuhl ist in Liegeposition eingestellt. Eine Betreuerin massiert ihm den Nacken, während Mutter Marion ihm etwas zu trinken reicht. Samuel hat Schmerzen. So sehr, dass seine Zähne klappern. Obwohl es im Wohnzimmer gefühlte 30 Grad warm ist, friert er. Durch die Lähmung hat er nicht nur die Kontrolle über Arme und Beine verloren. Samuels Körper kann auch seine Temperatur nicht mehr richtig regulieren. Eingehüllt in eine blaue Wolldecke erinnert er sich an die Zeit vor dem Unfall.

„Ich habe mich immer unwohl mit ‚Wetten, dass..?‘ gefühlt. Eigentlich hätte ich es am liebsten abgeblasen“, sagt er. Getan hat er es nicht. Auch, weil er an die Zeit nach den Sprüngen und das Gespräch mit Thomas Gottschalk dachte. „Ich wollte etwas Tiefgründiges, etwas über meinen Glauben in die Kamera sagen“,

erinnert er sich. Doch dazu kam es nicht mehr. Wie der Unfall beim Versuch, fahrende Autos mit Sprungstelzen an den Beinen zu überspringen, passieren konnte, ist dem langjährigen Turner bis heute ein Rätsel. An den Sprung über den grauen Audi, den sein Vater in der Sendung fuhr, erinnert er sich nicht. „Es ist abstrus“, sagt er. „Als Turner habe ich gelernt, das Hindernis, das ich überspringen will, nicht aus den Augen zu lassen, bis ich es überwunden habe.“ Die Videos von der Sendung zeigen anderes. Samuel schlug mit dem Hinterkopf auf der vorderen Kante des Audi-Dachs auf. „Ich habe gegen alles gehandelt, was ich 20 Jahre lang gelernt habe“, sagt er. Und das, obwohl ihn in den Proben und Trainings schon kleinste Unregelmäßigkeiten zum Abbruch eines Sprungs brachten. „Im Nachhinein finde ich mich selber dumm“, sagt er mit leiser Stimme. Lautes Sprechen fällt ihm seit dem Unfall schwer. Selbst zum Husten braucht Samuel Hilfe. Jemand muss ihm auf den Bauch drücken und so die Muskeln ersetzen.

„Er ist begnadet“

Nun hat er ein Buch geschrieben: „Samuel Koch – Zwei Leben“ erscheint dieser Tage im Verlag „adeo“. Weil er selbst nicht mal einen Stift halten kann, brauchte er dazu Hilfe. Er fand sie in dem Journalisten Christoph Fasel und der Lektorin Karoline Kuhn. Fasel hat für „Bild“ und „Stern“ geschrieben und war Chefredakteur von „Reader's Digest“. Vor Samuels erstem TV-Auftritt nach dem Unfall, damals in der Sendung „Peter Hahne“, hatte Fasel dem jungen Mann bereits Tipps für den Umgang mit der Presse gegeben. Wenige Monate später sollte er seine Geschichte aufschreiben, wurde zu Samuels „Post-it“, wie er Fasel einmal nannte. Auf die Frage, wer dieser Samuel Koch eigentlich ist, über den sich die Boulevard-Journalisten im vergangenen Jahr die Finger wund geschrieben haben, antwortet Fasel schnell und ohne nachzudenken: „Samuel ist ein unglaublicher Ausbund an Energie. Er ist stark, offen und geradeheraus. Er gibt nicht auf. Man kann wohl sagen: Er ist begnadet.“

Nachdem Fasel Samuels Geschichte niedergeschrieben hatte, begann die Feinarbeit. Jede der über 200 Seiten ging Karoline Kuhn, Lektorin bei „adeo“, mit Samuel durch. Per Beamer projizierte sie den Text von ihrem Computer aus an die Wand, so dass es für ihn einfacher war, die Stellen mitzulesen. Gemeinsam formulierten sie um, spitzten zu oder milderten ab. Manche Passagen wurden vertieft, andere fielen ganz heraus. Kuhn erinnert sich an die ungewöhnliche Zusammenarbeit: „Da Samuel ein sehr höflicher Mensch ist, fiel es ihm anfangs schwer, gleich zu meckern, wenn ihm etwas nicht gefallen hat. Ich habe aber schnell gelernt, dieses gewisse ‚Hmpf‘-Geräusch zu erkennen, das er immer ausstieß, wenn er etwas eigentlich nicht gut fand, es aber nicht direkt sagen wollte. Wir haben dann bald einen guten Groove gefunden.“ Selten habe sie mit jemandem so viel gelacht. Sie habe Hochachtung vor diesem Menschen, der sein Leben trotz seines Schicksals meisterte und dabei auch noch auf andere achte. So beschreibt sie eine typische Anekdote aus der Zusammenarbeit: „Eines Abends saßen wir wieder mal an der Arbeit. Er hatte so starke Schmerzen, dass er zitterte. Ich habe ihn gefragt: Sollen wir lieber aufhören? Worauf er völlig entgeistert meinte: Warum, bist du müde?“

Auch an diesem Nachmittag in Hannover lachen Samuel und Karoline Kuhn, die gerade zu Besuch ist, viel. Mit dem Buch wollen sie +versuchen, aufzuklären und im besten Fall zum Nachdenken anregen, sagt Samuel. Nach seinem Unfall sprach ganz



Die Hoffnung stirbt nicht: Graffiti unter einer Brücke in Samuels Heimat Lörrach.

Deutschland über das Beten. Justin Bieber, auch Gast in jener „Wetten, dass..?“-Sendung, hatte via Twitter zur Fürbitte für den Gestürzten aufgerufen. Thomas Gottschalk hatte im Hotelzimmer mit Familie Koch ein „Vater unser“ gesprochen. „Dass Gott in dieser Zeit so viel erwähnt wurde, nimmt dem Unfall etwas an Sinnlosigkeit“, sagt Samuel, der eigentlich in der Sendung über seinen Glauben sprechen wollte. Doch er will nicht so tun, als könne er sich mit seinem Schicksal anfreunden. Gerade jetzt, wo der Kontakt zu den alten Studienkollegen wieder intensiver werde und er sehe, „was die alles Tolles machen“, leide er stärker unter seiner Lähmung. „Mir liegt nicht mehr so viel an dieser schönen Welt“, sagt Samuel in Momenten wie diesem. „Ich weiß nichts Schlaues mehr mit meinem Leben anzufangen, Gott, mach damit, was du willst“, habe er kürzlich gebetet.

Doch Samuel Koch bewegt. „Ich gehe mit einer stark veränderten Wahrnehmung durch den Tag, bin mir sehr bewusst, dass ich mich bewegen kann, wann und wie ich will und dass das nicht so selbstverständlich ist, wie ich es bisher genommen habe“, fasst Karoline Kuhn zusammen, was nach der gemeinsamen Arbeit am Buch bleibt. Christoph Fasel macht es kürzer: „Einmal mehr aufstehen als hinfallen, das habe ich von Samuel gelernt.“ ■

Die Muslimbrüder: Pragmatiker mit Schönheitsfehlern oder Gefahr für Andersdenkende?



Foto: picture alliance

Das Chamäleon vom Nil

Vielleicht sind die Muslimbrüder das größte Rätsel der ägyptischen Revolution. Geboren wurden sie als islamistische Widerstandsgruppierung. Für manche von ihnen war Gewalt Mittel zum Zweck, andere griffen politisch nach der Macht. Heute sind sie die stärkste Kraft im ägyptischen Parlament und geben sich moderat. Während die einen sie schon mit christlichen Parteien in Europa vergleichen, werfen andere ihnen eine geschickte Chamäleon-Taktik vor. | VON ANNA WIRTH

Es war Viertel nach neun am Morgen, als Schüsse durch das Tal der Könige nahe Luxor in Ägypten peitschten. Reisegruppen hatten sich gerade aufgemacht, die Touristenattraktion zu besichtigen. Zwischen Wüstenstaub, Kalksteinwänden und dem Terrasentempel suchten manche vielleicht Schatten, kurz bevor das Unglück hereinbrach. Danach suchten sie nur noch Deckung. Sechs Islamisten feuerten erbarmungs-

los Salven auf die in Panik flüchtenden Menschen ab. Drei Stunden dauerte das Gemetzel. 68 Menschen wurden getötet – von einer Gruppe namens „Al-Dschama‘a al-Islamijja“ im Jahr 1997. Die terroristische Vereinigung, deren Name so viel bedeutet wie „Islamische Gemeinde“, wurde im Schoß der Muslimbruderschaft geboren. Anfang der 70er Jahre spaltete sie sich von ihr ab und ging ihre eigenen Wege. Das Attentat ist nicht die



einzigste Gewalttat, mit der die Muslimbrüder in Verbindung gebracht werden. 1948 wurde der ägyptische Premierminister Al-Nukraschi von einem der Ihren ermordet, ein weiterer versuchte sechs Jahre später, den Präsidenten Nasser zu töten. Die Hamas, derzeit regierende Partei im Gazastreifen und erbitterter Feind Israels, ist eine weitere Tochter der Muslimbrüder.

Ein halbes Jahrhundert später und nur 15 Jahre nach Luxor sitzt die Bruderschaft mit Staatsmännern aus der ganzen Welt am Verhandlungstisch. Ein Jahr nach dem Beginn des arabischen Frühlings sind die Muslimbrüder nach den radikal-islamischen Salafiten die stärkste Kraft im ägyptischen Parlament. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte betreiben sie Realpolitik. Doch was ist das für eine Organisation, an deren Rändern sich einst der Terrorismus entfaltete?

„Allah ist unser Ziel. Der Gesandte ist unser Führer. Der Koran ist unser Gesetz. Der Dschihad unser Weg. Auf dem Weg für Allah zu sterben, ist unsere größte Hoffnung.“ Es war der Urvater der Muslimbruderschaft, Hassan al-Banna, der dieses Credo der islamistischen Vereinigung 1928 erstmals zu Papier brachte. Es

war eine Reaktion auf die Besetzung Ägyptens durch die Briten und einen wachsenden westlichen Einfluss im Land. Bis heute skandieren sie: „Der Islam ist die Lösung.“

Statt Märtyrertod hat sich die „Partei der Freiheit und Gerechtigkeit“ der Muslimbrüder heute Demokratie und Pluralismus auf die Fahnen geschrieben. Im Gründungsstatement findet sich die Aussage, dem Islam sei zwar Priorität in Fragen der Lebensführung einzuräumen, das Christentum aber bringe ebenfalls gute Einstellungen und Moral hervor. So sei auch den Christen im Land Religionsfreiheit zu garantieren. Erst im Frühjahr dieses Jahres mahnte Außenminister Guido Westerwelle einen unvoreingenommenen Umgang mit den Islamisten an und verglich sie mit den christlichen Parteien Europas. Seine Meinung teilt der Politikwissenschaftler Volker Perthes. Vor der SPD-Fraktion im Deutschen Bundestag ließ sich der Experte im Januar gar zu dem Statement hinreißen: „Im Vergleich zu Rick Santorum (ultrakonservativer Präsidentschaftskandidat in den USA, Anm. d. Red.) sind die Muslimbrüder aufgeklärte Liberale.“

Raschad al-Bajumi, der stellvertretende Führer der Muslimbruderschaft, verteidigte sich bereits vor einem Jahr im Interview mit dem „Spiegel“: „Wir sind keine Teufel. Wir wollen Frieden, keine Gewalt. Unsere Religion ist keine teuflische Religion. Unsere Religion respektiert die Andersgläubigen, das sind unsere Prinzipien“, und weiter: „Ich schwöre Ihnen, die Muslimbruderschaft hat nicht zur Gewalt aufgerufen und wird das auch nicht tun.“ Dennoch nannte der republikanische Senator und ehemalige Präsidentschaftskandidat John McCain die Gruppierung 2011 eine „radikale Gruppe, der es in erster Linie darum geht, die Scharia anzuwenden“. Sie sei „antidemokratisch“, arbeite mit Terroristen zusammen, und sie an einer Übergangsregierung zu beteiligen, wäre „ein Fehler von historischer Größe“.

Aufbruch ins Mittelalter?

Wer sind also diese Muslimbrüder? Ein geschicktes Chamäleon oder ernsthafte Demokraten? Fakt ist: Ein Jahr nach der Revolution hat Ägypten ein Parlament, das so frei und fair gewählt wurde wie nie zuvor. Die Muslimbrüder präsentieren sich derzeit als eine Art „Good Guy“ und Gegengewicht zum momentan noch herrschenden und international kritisierten Militär. Das Parlament soll bis Ende Juni eine Verfassung erarbeiten, dann könnte die neue Regierung die Macht übernehmen. In den vergangenen Jahrzehnten machten sie vor allem durch ihr soziales Engagement von sich reden. Die Muslimbrüder eröffnen Schulen und versorgen Arme, das hat ihnen die breite Unterstützung der Bevölkerung eingebracht.

Kritiker werfen den Muslimbrüdern dennoch vor, sich zwar demokratisch zu geben, in Wirklichkeit aber islamistische Motive zu verfolgen und sich nicht ausreichend von einem gewaltsamen Dschihad distanziert zu haben. Für Islamwissenschaftlerin Christine Schirmmayer verstehen die Muslimbrüder den Islam nach wie vor als politisches und gesellschaftliches Grundsatzzprogramm. Echte Freiheits- und Gleichheitsrechte aller Bürger seien in diesem Zusammenhang nicht möglich. „Das gibt die Scharia nicht her“, erklärte sie gegenüber pro.

Die Frage nach der Einführung der Scharia, so wie sie die Muslimbruderschaft versteht, scheint ihr zufolge dem Aufbau eines demokratischen Staates zu widersprechen. Schirmmayer befürchtet eine rechtliche Benachteiligung von Frauen und An-

dersdenkenden. Nicht nur Christen, sondern vor allem Atheisten könnten das zu spüren bekommen. Ivesa Lübben, Islamforscherin an der Philipps-Universität Marburg, beschäftigt sich seit zehn Jahren mit den Muslimbrüdern, hält sie im Grunde „für eine normale politische Kraft“. Doch auch sie räumt gegenüber pro ein, dass der Fall von Nichtreligiosität im ägyptischen Staat nicht vorgesehen ist. So ist die Religionszugehörigkeit etwa im Personalausweis eingetragen. Die Möglichkeit eines Wechsels bestehe nur sehr bedingt. Lübben erwartet zwar, dass die Muslimbrüder als Regierungspartei Rechte für christliche Gemeinschaften garantieren wollen, ist aber skeptisch, wie sich die individuelle Religionsfreiheit gestalten wird.

Und bei genauerem Hinsehen werden noch weit dramatischere Auswüchse des Verständnisses von Scharia-Recht innerhalb der Bruderschaft deutlich. Stutzig machen beispielsweise Äußerungen des TV-Predigers Jussuf al-Karadawi, eines der Vordenker der Muslimbruderschaft. In seinen Predigten sagt er laut „Spiegel“ Sätze wie: „Nicht jeder Frau tun Schläge gut, aber bei mancher ist es hilfreich.“ Schirmmacher bezeichnet ihn als Verfechter drakonischer Strafen, er plädiere etwa für das Handabhacken bei Diebstahl und den Tod bei Abfall vom Islam. Und er ist laut „Spiegel“ ein leidenschaftlicher Judenhasser. 2009 sagte er über sie: „Die ganze Geschichte hindurch hat Gott Leute gesandt, um sie für ihre Verkommenheit zu bestrafen. Die letzte Bestrafung ist von Hitler ausgeführt worden.“ Westlichen Medien gegenüber zeigt sich allerdings auch Al-Karadawi gemäßigt, verurteilt Gewalt und betont die Toleranz gegenüber



Foto: Gigi Ibrahim, flickr, CC-BY 2.0

Schauplatz Tahrir: Die ägyptische Bevölkerung will keinen zweiten Iran.

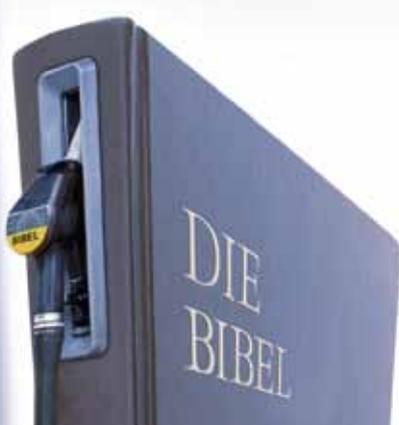
Andersgläubigen, was vielerorts zu einer positiven Bewertung des Geistlichen geführt hat.

Das passt zu einer Kritik, die jüngst David Pollock vom Washingtoner „Institut für Nahost-Politik“ äußerte. Er unterstellt den Muslimbrüdern eine zwiespältige Medienstrategie. Die Organisation betreibt zwei offizielle Webseiten im Internet, eine auf Englisch und eine auf Arabisch. Pollock verglich die Artikel auf diesen Seiten an einem Tag im Januar und stellte teilweise erhebliche Unterschiede fest. Im Englischen fänden die Menschenrechte und die Minderheit der Christen mehr Beachtung. Zudem warte die englischsprachige Seite mit verschiedenen Texten zu Themen wie „Warum Islamisten die besseren Demokraten sind“ und „Demokratie: eines der Ziele der Scharia?“ auf. Dagegen gebe es auf der arabischsprachigen Seite keinen solchen Text. Stattdessen habe er dort drei Artikel gefunden, die sich gegen Pressefreiheit aussprächen. Auch der israelische Nahost-Experte Mosche Elad wies Anfang dieses Jahres in Berlin darauf hin: „Wenn Sie die Muslimbrüder verstehen wollen, lesen Sie ihre Texte auf Arabisch, nicht auf Englisch!“ Für Ivesa Lübben sind die unterschiedlichen Internetseiten dennoch kein Grund zur Besorgnis: Sie hält es für selbstverständlich, dass eine Webseite, die an den Westen adressiert ist, sich mit anderen Themen beschäftigt als eine arabische, die sich vorwiegend an Ägypter wendet. Schirmmacher hingegen blickt eher skeptisch in die Zukunft: „So manche Minderheit ist schon entzaubert worden, wenn sie schließlich an der Macht war“, sagt sie mit Verweis auf das Verbot der Muslimbruderschaft unter den Präsidenten Sadat und Mubarak.

So bleibt es dabei: Die einen sehen besorgt, wie die neue politische Spitze in Ägypten die Macht übernimmt, andere wie Lübben halten die Muslimbrüder schlicht für „Pragmatiker“ mit kleinen Schönheitsfehlern. Einig sind sich Lübben und Schirmmacher allerdings in einem: Die ägyptische Bevölkerung will keinen zweiten Iran, kein Strafrecht nach der Scharia und keine Rechtsunsicherheit von Minderheiten. Und so scheint es, als seien die Muslimbrüder letztendlich auch Spielball zweier Kräfte – des Volkes auf der einen und der radikal-islamischen Mitregierungsgruppierung der Salafiten auf der anderen Seite. Denn egal, wen von beiden sie enttäuschen, es würde ihre derzeitige Vormachtstellung gefährden. ■

Anzeige

3 Jahre Volltanken. Deine Bibelschule.





einfach scannen
mehr erfahren



Bibel-Center Freie Theologische Fachschule
58339 Breckerfeld · Telefon 0 23 38/10 71

www.bibel-center.de

Hilfe schon ab
2,58 € pro Monat*



Fotos: assistance partner, Fotolia/sharply done

Der günstigere Automobilclub

Pannenhilfe europaweit | Beihilfen & Services abrufbereit

Die ideale Ergänzung zu Ihrem Kfz-Schutzbrief

Unser Pannendienst hilft Ihnen europaweit, auch in den Mittelmeer-Anliegerstaaten. Und zwar egal, mit welchem Auto Sie unterwegs sind – einschließlich Mietwagen. Sie sparen bares Geld bei Tierkollisionen, Motorschaden oder im Falle einer Rechtsberatung.

Sie genießen kostenlose Services wie Tourenplanung und Kfz-Bewertung. Und das alles, wenn Sie möchten, sogar inkl. Personenschutz weltweit. Für noch mehr Sicherheit auf allen Reisen – auch wenn Sie ohne Auto reisen.

Informieren und Mitglied werden:

www.bavc-automobilclub.de | Telefon 05 61/70 99 40



Mobilschutz Basis	Einzel: 31,00 € / Jahr	Partner: ¹ 15,00 € / Jahr	Junior: ² 18,00 € / Jahr	Fahreranfänger: 1. Jahr kostenfrei
Mobilschutz (inkl. Personenschutz weltweit)	Einzel: 53,50 € / Jahr	Familie: 69,50 € / Jahr	Junior: ² 40,50 € / Jahr	Junge Familie: ² 60,50 € / Jahr

* Mobilschutz Basis: 31 € / Jahr

¹ nur in Kombination mit Einzelmitgliedschaft ² 18-23 Jahre, Studenten bis 27 Jahre

Anzeigen

Telefon (0 64 41) 9 15 166
www.christliche-medienakademie.de

Perspektiven für Leben und Beruf



Tagung für fortgeschrittene Nachwuchsjournalisten

4.-6.5.2012 in Berlin

Sie möchten in den Medien arbeiten? Dann besuchen Sie unsere Tagung, knüpfen Sie Kontakte zu Nachwuchsjournalisten, zu Journalismus- und PR-Profis und lernen Sie Hintergründe und Trends der Medienwelt kennen.

Informationen zum Programm: www.christliche-medienakademie.de
Bewerbung an: info@christliche-medienakademie.de



Ab September 2012 sucht die Christliche Medienakademie eine/n Jahrespraktikant/in

Zu Ihren Aufgaben gehören neben der Betreuung von Seminaren auch Büro- und Verwaltungstätigkeiten.

Wir bieten ein vielseitiges und interessantes Aufgabengebiet und die Mitarbeit in einem netten und aufgeschlossenen Team.

Weitere Informationen finden Sie auf unserer Internetseite.
Wir freuen uns auf Ihre Bewerbungsunterlagen.

**Basisseminar
Zeitschriftenlayout**
Seitengestaltung in Zeitung oder Zeitschrift
TERMIN: 4.-5.5.2012
ORT: Wetzlar
REFERENT: Hayo Eisentraut
PREIS: 159,- EUR

**Interaktive Websites für
Gemeinde und Verein**
Wie Sie die vielfältigen Möglichkeiten des „Web 2.0“ effektiv nutzen können
TERMIN: 16.6.2012
ORT: Wetzlar
REFERENT: Karsten Kopjar
PREIS: 129,- EUR

Total Lokal(journalismus)
Einblicke in die Arbeit eines Lokaljournalisten
TERMIN: 11.5.2012
ORT: Wetzlar
REFERENT: Dieter Lemmer
PREIS: 129,- EUR

**Erfolgreich kommunizieren
mit Salomo**
Die Kommunikationstipps des weisesten Menschen aller Zeiten
TERMIN: 31.8.2012
ORT: Wetzlar
REFERENT: Dr. Ralf Lengen
PREIS: 129,- EUR

**Bestellen Sie kostenlos
unser Gesamtprogramm!**

Christliche Medienakademie
Steinbühlstraße 3 | 35578 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 166 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
info@christliche-medienakademie.de

www.christliche-medienakademie.de

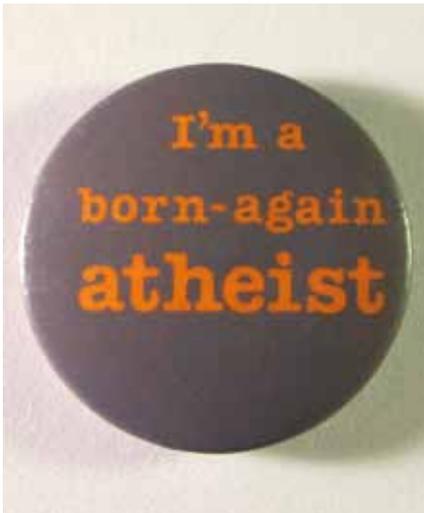


Foto: dannybirchall, flickr, CC BY 2.0



Foto: buskampagne.de



Foto: Nriiel, flickr, CC BY-NC 2.0

„Dritte Konfession: Humanismus“

Rund 60 Prozent der Deutschen gehören einer der großen Kirchen an. Doch atheistische Verbände rüsten auf: Sie geben Lebenskunde- statt Religionsunterricht, eröffnen Kitas und feiern „freie“ Trauungen. Reinhard Hempelmann von der „Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen“ plädiert für einen kritischen Dialog. Die Kirche muss reagieren, findet er. | VON ANNA WIRTH

pro: Nach Materialheften zu Scientology, zur Esoterik oder zum radikalen Islam hat die „Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen“ nun eine Publikation zum Atheismus herausgebracht. Bedeutet das, Sie sehen in ihm eine Gefahr?

Reinhard Hempelmann: Die christlichen Kirchen müssen sich heute gleichzeitig mit unterschiedlichen Phänomenen auseinandersetzen. Religionsfundamentalismus, Religionsfaszination und Religionsdistanz sind drei große und wichtige Themen. Der EZW-Text zum Dialog mit Atheisten und Humanisten bezieht sich auf das Thema Religionsdistanz. Atheistische Weltdeutungen haben in den letzten Jahren eine zunehmende öffentliche Resonanz erfahren.

Sehen Sie im zunehmend aggressiven Atheismus eine Bedrohung für die Kirchen?

Bedrohung ist ein zu starkes Wort. Aber die religiöse Landschaft hat sich gewandelt. Vor 50 Jahren waren mehr als 90 Prozent der Bürgerinnen und Bürger ent-

weder evangelisch oder römisch-katholisch. Heute leben wir in einer Gesellschaft, die durch weltanschauliche Vielfalt gekennzeichnet ist. Mehr als ein Drittel – weit über 20 Millionen – sind konfessionslos. In den letzten Jahren ist der Atheismus sichtbarer und in einigen Ausprägungen auch kämpferischer geworden. Auf das gläubige Bewusstsein wird von einigen Atheisten respektlos herabgeblickt. Denken Sie an die atheistische Busaktion von 2009. Damals fuhr ein Bus durch Deutschland, auf dem stand „Es gibt (mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit) keinen Gott“. Der religionskritische Philosoph Joachim Kahl nennt das „Krawall-Atheismus“.

Müssen es sich Christen gefallen lassen, dass auf einem Bus ihr Glaube für nichtig erklärt wird?

Wir leben Gott sei Dank in einem Land, in dem Meinungsfreiheit und Religionsfreiheit als Grundrechte geschützt sind. Zur Religionsfreiheit gehört Missionsfreiheit. Auch Atheisten dürfen für ihre Überzeugungen werben. An die Spielregeln eines

respektvollen Umgangs müssen sich allerdings alle halten. In einem säkularen Rechtsstaat ist Toleranz von allen zu erwarten, auch von Atheisten.

Michael Schmidt-Salomon, Vorstandssprecher der „Giordano-Bruno-Stiftung“, schreibt in seinem „Manifest des evolutionären Humanismus“: „Wäre die Bibel tatsächlich ‚Gottes Wort‘, müsste man den in ihr wirkenden göttlichen Tyrannen gleich mehrfach wegen kolossaler Verbrechen gegen die Menschlichkeit anklagen!“ Sieht so Toleranz aus?

Wer so provozierend formuliert, sagt vor allem etwas über sich selbst. An der Toleranzfähigkeit einer solchen Perspektive muss gezweifelt werden. Eine wirkliche Gefahr wäre das, wenn diese Bewegung zahlenmäßig sehr groß werden und versuchen würde, eine atheistische Leitkultur zu etablieren.

Dennoch verfügt die „Giordano-Bruno-Stiftung“ über ein durchaus präsentenes Presseorgan, den „Humanistischen Presse-Dienst“ (HPD)...



Foto: dbil, flickr, CC BY-NC-ND 2.0

Foto: buskampagne.de, Evelin Frerik

Humanismus, wohin das Auge blickt – und das, obwohl Nichtgläubige weltweit nach wie vor in der Minderheit sind.

Wir dürfen die atheistischen Gruppen nicht unter-, aber auch nicht überschätzen. Ihre Mitgliederbasis ist sehr begrenzt, nicht mehr als 20.000, trotz guter Öffentlichkeitsarbeit. Es gibt zudem eine Vielzahl von Gruppierungen, die man nicht über einen Kamm scheren kann. Die „Giordano-Bruno-Stiftung“ ist nur eine von vielen. Deren Mitglieder zeigen wenig Dialogbereitschaft.

Neben der „Giordano-Bruno-Stiftung“ steht auch der „Humanistische Verband Deutschlands“ (HVD) für Atheisten ein. Doch es scheint Zerwürfnisse zwischen diesen Gruppen zu geben, immerhin beteiligte sich der HVD nicht an der atheistischen Busaktion und beendete 2008 die Mitarbeit am HPD...

Die Gruppen arbeiten mit unterschiedlichen Strategien. Beide sehen die großen Kirchen als privilegiert an und wenden sich dagegen. Dennoch will der „Humanistische Verband“ nicht bei einer ablehnenden Haltung gegenüber den Kirchen stehen bleiben. Er möchte auch positiv wirken, etwa durch Dienstleistungsangebote für Atheisten, wie den Lebenskundeunterricht, Jugendweihfeiern, Kitas und so weiter. Im Vergleich zur „Giordano-Bruno-Stiftung“ tritt der HVD gesprächsbereiter auf.

Gerade die atheistischen Verbände versuchen, eine Art Gegenkirche zu errichten, indem sie die ursprünglich kirchlichen Feste atheistisch umdeuten, etwa im Falle freier Trauungen oder Beerdigungen...

Es gibt offensichtlich ein tiefes menschliches Bedürfnis nach Ritualen, nach Begleitung in lebensgeschichtlichen Über-

gangssituationen. Der HVD möchte eine Art dritte Konfession für Religionsdistanzierte sein. Sein Anspruch, alle Konfessionslosen zu vertreten, ist jedoch zurückzuweisen. Zwar gibt es zahlreiche Menschen, die keiner Religion oder Weltanschauung angehören. Nur sehr wenige von ihnen sehen sich durch den „Humanistischen Verband“ oder andere Verbände repräsentiert.

Dennoch betreibt der HVD allein in Berlin 20 Kitas und erreicht jährlich nach eigenen Angaben 250.000 Menschen mit seinen Angeboten. Wie ernst ist diese Konkurrenz für die Kirchen?

Im Berliner Kontext hat der HVD durchaus eine gewisse kulturpolitische Bedeutung. Die Humanistische Lebenskunde kann wachsende Schülerzahlen aufweisen. Insofern gibt es natürlich eine Konkurrenzsituation. Das Fach evangelische Religion muss attraktiv, kompetent und profiliert gestaltet werden, wenn es unter schwierigen Berliner Rahmenbedingungen weiterhin Resonanz haben soll.

Hat die Kirche die Atheisten unterschätzt?

Die Kirche hat unterschätzt, welche Chancen und welche Resonanz ein modern organisierter Atheismus haben kann, der sich mit Dienstleistungsangeboten auf die Bedürfnisse der Menschen bezieht. Sie hat vielleicht auch unterschätzt, dass es keine Selbstverständlichkeit der Weitergabe des christlichen Glaubens von Generation zu Generation mehr gibt.

Wir leben in einem Staat, der einen Theologen zum Bundespräsidenten, eine Pfarrerstochter zur Kanzlerin und

eine christliche Partei an der Regierung hat. Der Versuch, einen laizistischen Arbeitskreis in der SPD zu etablieren, ist gescheitert, weil die Parteispitze dies abgelehnt hat. Sind die Atheisten nicht ohnehin und nach wie vor im Hintertreffen in der Bundesrepublik?

Wir sollten die Augen offen halten. Die gesellschaftlichen Stützmechanismen für das Christentum sind im Schwinden begriffen. Christliche Orientierungen werden begründungspflichtig. Zum Thema Laizismus wird es weitere Debatten geben. Die Kommunikation mit konfessionslosen Menschen muss von Seiten der christlichen Kirchen vielfach noch eingeübt und als Herausforderung angenommen werden. Die Zahl der Religionsdistanzierten ist gerade unter jungen und höher gebildeten Menschen hoch, nicht nur in Ostdeutschland. Die protestantische und christliche Präsenz in Regierungsinstitutionen ist kein Grund dafür, sich entspannt zurückzulehnen.

Herr Hempelmann, vielen Dank für das Gespräch! ■



Reinhard Hempelmann ist Pfarrer der Evangelischen Kirche in Westfalen und Leiter der Evangelischen

Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW). Er beschäftigt sich mit neuen religiösen und geistlichen Bewegungen.



Foto: pro

Ruhig, aber bestimmt: Peter Jörgensen spricht in Berlin für die Freikirchen.

„Fromme nicht in Schubladen packen“

Baptisten, Mennoniten oder Pfingstler sprechen in Berlin mit einer Stimme – und die gehört Peter Jörgensen. Er vertritt die politischen Interessen der insgesamt vierzehn Freikirchen in der Vereinigung Evangelischer Freikirchen (VEF). Ihnen gehört sein halbes Herz. Den anderen Teil hat er den Armen überlassen. | **VON ANNA WIRTH**

In Peter Jörgensens Kirche lernen Kinder klettern. Mitten im Gottesdienst-raum der Baptistengemeinde Wedding, wo er als Pastor arbeitet, ragt eine bunte Kletterwand auf. Sie ist gesäumt mit den typisch unförmigen Griffen und Tritten, auf denen sportlich Veranlagte sich vom Boden bis zur Decke ziehen, schieben und drücken können. An diesem Nachmittag ist eine Schulklasse zu

Besuch im von Stuhlreihen befreiten Gemeindesaal. Kinder im Teenialter wuseln durch den Raum, in ihrer Mitte bemüht sich ein mit enger Kletterhose und entsprechendem Gurt ausgerüsteter Betreuer um Gehör. Sekunden später schwebt das erste Kind einen Meter über dem Boden. Wer von der Wand abrutscht, landet im reißfesten Kletterseil. „Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen“, heißt

es in den Psalmen. Doch mit Gott und Bibel haben die meisten Kinder im Wedding wenig zu tun. Diese hier aber kennen zumindest die freikirchliche Gemeinde im Berliner Problembezirk. Warum ein Porträt des Beauftragten der Vereinigung Evangelischer Freikirchen am Sitz der Bundesregierung so beginnt? Weil Peter Jörgensens Leben nicht ausschließlich aus Predigten, Seelsorge und Lobbyar-

beit besteht. Der fünffache Vater hat sich der Diakonie, der Hilfe am Nächsten, verschrieben. Es ist sein Familienerbe.

„Ich bin in einer Baptistengemeinde geboren worden“, sagt Jörgensen und meint das wörtlich. 1963 waren Hausgeburten keine Seltenheit. Da der Vater als Pastor in Schleswig-Holstein Dienst tat und die Familie im Gemeindehaus lebte, waren die Räume einer Kirche das erste, was Jörgensens Augen von der Welt sahen. Eine „selbstverständlich fromme Umgebung“ nennt er das Umfeld, in dem er groß wurde. Mutter, Vater, vier Geschwister. Bald kamen „hunderte Opas und Omas“ dazu: Als er sechs Jahre alt war, bauten die Eltern in der Nähe Hannovers ein Altenpflegeheim mit angeschlossener Gemeinde mit auf. Seine ganze Kindheit

mals war er Anfang 20: Ein Großteil der Studenten habe sich „tatsächlich“ damit zufrieden gegeben, den Campus einmal in der Woche zu verlassen. Er schüttelt den Kopf. „Für mich ging es abends in die Stadt, zu den Freunden, unter die Menschen“, sagt er.

Nach dem Studium und einem Vikariat in zwei „kleinen überalterten Gemeinden“ in Bochum kam er bereits mit 30 Jahren als Landesjugendpastor nach Hamburg. Er leitete überregionale Großveranstaltungen und arbeitete zum ersten Mal in seinem Leben beruflich mit jungen Menschen. Experimentierfreude liegt ihm mehr als das Festgefahrensein mancher Älterer, lernt er in diesen Jahren: „Da komme ich nicht so zum Blühen.“ Was Jörgensen bewegen kann, wenn er

Szene hierzulande nicht mehr durch bisherige „Top-Issues“, die Haltung zur Homosexualität, zur Integration oder zum Islam, bestimmt. „Die Frommen lassen sich nicht in Schubladen packen“, ist er sich sicher.

Auch Jörgensen passt in keine Schublade. Der fünffache Vater ist zum zweiten Mal verheiratet, seine erste Ehe ging kaputt, während er Landesjugendpastor war. An seinem beruflichen Weg ändert das nichts. Erst nach neun Jahren übernahm ein anderer das Amt des Landesjugendpastors, Jörgensen hat es länger bekleidet als die meisten. Mit seiner zweiten Frau, einer Journalistin, geht er nach Berlin, wird Pastor in der Gemeinde im Wedding. Offenheit ist hier das regierende Prinzip: Die Kirche bietet einem

„Unerträglich, wenn die Kirche sich unberührt von der Not durch die Welt bewegt“

und Teenagerzeit verbrachte er zwischen alten Menschen und im diakonischen Dienst. „Noch heute kann ich gut mit Senioren. Ich scheue weder gebrechliche, noch wirre, noch sterbende Menschen“, sagt er. In seiner Jugend lernt Jörgensen: Es ist relativ egal, was am Sonntag gepredigt wird. Was zählt, ist die Tat. Jörgensen entspricht zumindest optisch dem Typ Günther Jauch. Seine Augen schauen freundlich und interessiert hinter der randlosen Brille. Das schwarze Sakko passt perfekt zur leger-grauen Hose. Jörgensen übt sein Amt als Vertreter der Freikirchen so aus, wie er seine Kleidung wählt: unscheinbar. Er braust und poltert nicht, auch wenn es die Berliner Politikwelt gelegentlich zu verlangen scheint. Stattdessen zieht er still und mit Ruhe die Fäden im Hintergrund, pflegt Kontakte in alle politischen Parteien und bis in die höchsten Gremien der Volkskirchen. Während er von seiner Jugend erzählt, schreien und toben im Hintergrund die Kletterer.

Er findet es „unerträglich, wenn die christliche Kirche sich unberührt von der Not durch die Welt bewegt“. Die Freikirchen sind ihm zu wenig politisch, die christliche Szene empfindet er zu sehr als Subkultur und Ghetto. Jörgensen erinnert sich an sein Studium am baptistisch-theologischen Seminar in Hamburg, da-

blüht, zeigte sich besonders im Hamburger „Jesus-Center“, einem Obdachlosencafé mitten im damals linksalternativen Schanzenviertel. Dort war er Vorstandsvorsitzender, sein Dienstsitz als Jugendpastor lag ebenfalls dort – gleich neben der „Roten Flora“, einem Treffpunkt Autonomer und Ausgestoßener, wie er im Buche steht: Mit brennenden Mülltonnen, einer Grünfläche, belagert von Junkies, und verfallenen, mit Graffiti übersäten Gebäuderuinen. Heute spricht Jörgensen von guter Nachbarschaft mit den Obdachlosen, Drogenkranken, verarmten Familien, Autonomen und Szenemenschen „der Schanze“. Bis heute ist Jörgensen stolz darauf, dass er die Grünfläche hinter der „Flora“ gemeinsam mit den Jugendlichen seines Vereins wieder hergerichtet, von Spritzen befreit und zu einer Spielwiese gemacht hat – mit einem 20 Meter hohen Kletterbunker in der Mitte. Der Pastor wird im „Jesus-Center“ auch zum Unterstützer der „Jesus-Freaks“, die dort, frisch gegründet, in den 90er Jahren ihre Gottesdienste feierten.

Bis heute legt er Wert auf Nähe zu Christen jeder politischen Façon. Gespannt beobachtet er den Aufstieg eines linken Evangelikalismus in den USA, die Kulturwissenschaftlerin Marcia Pally nennt dieses Phänomen „Neue Evangelikale“. Schon bald werde auch die evangelikale

arabischen Frauencafé Platz, entwickelt ein Patenschaftsprojekt, lädt Schulklassen ein und ermutigt die Gemeindeglieder zum Engagement in den politischen Stadt-Gremien.

Seit 2007 ist er zudem Beauftragter der „Vereinigung Evangelischer Freikirchen“ in Berlin. Für ihn ist die Berufung auch eine „Platzanweisung von Gott“. Seine Aufgabe sei es nun, die Kirche in die Politik zu bringen und die Politik in die Kirche zu holen. „Alles politische Gestalten ist Diakonie. Diakonie und Evangelisation müssen Bestandteile der Gemeinde Jesu sein“, sagt er. So hätten die Freikirchen zu den ersten gehört, die nach dem Atomunglück von Fukushima an die Kanzlerin appelliert und eine völlige Abkehr von der Atomkraft gefordert hätten. „Wir waren ein kleiner Teil von ganz vielen“, sagt er.

Kaum einer verbinde einen Kampf gegen die Atomkraft mit den Freikirchen, glaubt Jörgensen. Der Vorwurf der Intoleranz haften bibelgläubigen Gemeinden an wie Kaugummi dem Schuh. Problematisch sei vor allem das Nichtwissen der Menschen um die Unterschiede zwischen Landeskirchen, Freikirchen und Evangelikalen – „und die Medien powern das noch“. Wer weiß, vielleicht tröstet es Jörgensen: Die Kinder an der Kletterwand seiner Gemeinde kümmert anderes. ■

Bach im **Matrosenanzug**

Er singt und singt und singt: Der Leipziger Thomanerchor ist einer der bekanntesten und ältesten Knabenchöre der Welt. Vor 800 Jahren wurde er gegründet. Der Auftrag ist unverändert geblieben: Singen zur Ehre Gottes. | VON JONATHAN STEINERT

Ich bin heut mal auf dem seriösen Weg gekommen“, sagt Paul Bernewitz, als er mit drei Minuten Verspätung bei seiner Stimmbildnerin eintrifft. Meistens springt er gleich durch das ebenerdige Fenster in den hellgelb getünchten Kellerraum, den ein schwarzer Flügel fast zur Hälfte ausfüllt. Heute zieht der schlanke Blondschoopf die Tür vor. Paul löst ein Gummiband seiner Zahnsperre, damit er den Mund weiter öffnen kann, zieht die Stirn in Falten und singt Tonleitern und -sprünge rauf und runter, startet immer einen Ton weiter oben. Bis zum dreigestrichenen „c“ kommt er. In tieferen Lagen spricht seine Stimme nicht mehr an. Er ist mit 14 Jahren derzeit

der älteste der Knabensoprane, aber nun kommt er in den Stimmbruch. Bis Ostern soll er noch singen, dann wird er „ausgestellt“ oder dispensiert, wie die Thomaner sagen. Als „Dispi“ muss er vorübergehend nicht mitsingen bis er mit einer Männerstimme wieder „eingestellt“ wird.

Wann der Stimmbruch bei den Jungs einsetzt, ist ganz unterschiedlich. Tendenziell beginnt er immer früher. Für die Thomaner verkürzt sich damit die Zeit, in der sie Sopran oder Alt singen können. Wer als Neunjähriger in den Chor aufgenommen wird, kann nicht sofort Solo singen oder Verantwortung in der Stimmgruppe übernehmen. Die Jüngeren lernen von den Älteren, die schon mehr Erfah-

rung haben. Das erwartet Thomaskantor Georg Christoph Biller auch von ihnen. „Das Klangideal wird von mir geformt und beeinflusst. Aber den wesentlichen Einfluss hat das Hören der anderen.“

Biller ist der 16. Thomaskantor nach Johann Sebastian Bach. Denkt man sich die Brille weg, sieht er dem alten Meister, der von 1723 bis 1750 für die Thomaner verantwortlich war, ein bisschen ähnlich mit den kräftigen Wangen, dem wallenden, fast schulterlangem Haar und der hohen Stirn, über die sich der geschwungene Schopf legt. Seit 1992 leitet er den Leipziger Knabenchor. Vor vierzig Jahren hat er selbst mitgesungen, seit 800 Jahren gibt es die Thomaner. Begon-



Die „Kieler Bluse“ gehört seit Kaiser Wilhelm II. zur Auftritts Kleidung der Thomaner.

nen hat es mit zwölf Knaben, die von den Mönchen des Augustinerstifts unterrichtet wurden und Kost und Logis im Wohnheim – dem Alumnat – erhielten. Dafür gestalteten sie die Gottesdienste musikalisch aus. Auch heute noch singt der Thomanerchor jedes Wochenende in der Thomaskirche zur Motette und im Gottesdienst, dazu kommen Konzerte auf der ganzen Welt zwischen Tokio und Buenos Aires. Auch diese verstehen die Thomaner als „gottesdienstliche Musik“, wie Biller sagt. „Ich stelle für ein Programm nicht nur gut klingende Chormusik zusammen, die die Leute gerne hören wollen. Ich will zu einer Aussage gelangen.“ Dass diese Botschaft wahrgenommen wird, davon ist er überzeugt. „Wie dann jeder damit umgeht, ist natürlich ganz verschieden.“

Biller liebt neben Bach, dessen Werke zum Hauptrepertoire der Thomaner gehören, auch die Beatles. Das sei anspruchsvolle Popmusik mit harmonischen, rhythmischen, melodischen Besonderheiten, die heute Ihresgleichen suche, findet er. Der musikalische Anspruch sei



Foto: Thomanerchor zu Leipzig, Gert Mothes

in diesem Genre weitgehend verlorengelassen. Biller beobachtet auch, dass es schwerer geworden ist, junge Menschen für das Singen zu begeistern. „Ich mache mir deshalb Sorgen, weil die Gesellschaft so unmusisch ist.“ Besonders in den Familien werde weniger Musik gemacht. Nachwuchsarbeit ist deshalb wichtig für die Thomaner. Es gibt Vorbereitungsklassen vom ersten bis dritten Schuljahr und seit 2008 auch eine Kindertagesstätte, in der musikalische und religiöse Bildung im Vordergrund stehen. Derzeit singen 98 Jungs im Alter zwischen 9 und 18 Jahren im Thomanerchor. In Zukunft soll er auf 120 Sänger vergrößert werden.

Im Chor „festgewachsen“

Paul bleiben noch dreißig Minuten bis zum nächsten Termin an diesem Nachmittag. Er schnappt sich seine Jacke und rennt, ein Apfelstück in der Hand, aus dem Zimmer: „Klavier üben“, ruft er und drückt im Laufenden mit den Fingern der freien Hand die Tasten eines imaginären Klaviers. Der Alltag eines Thomaners ist genau strukturiert. Am Schwarzen Brett hängt der Plan für jeden Tag: Vormittags Schule, 13:20 Uhr eine Viertelstunde Mittagessen, 16 Uhr Stimmbildung, 16:30 Uhr Stimmproben, 18:30 Uhr Gesamtchorprobe, danach Abendessen und Zeit für Hausaufgaben. Je nach Alter müssen die Jungs im Viertelstundentakt ins Bett. Um 21 Uhr geht für Paul und die anderen Acht- und Neuntklässler das Licht aus. „Man gewöhnt sich schnell an den Rhythmus. Dann ist es seltsam, wenn man nachmittags mal nichts vor hat.“ Klar, sei das manchmal anstrengend, sagt Paul. Es gebe auch Tage, wo er am liebsten liegen bleiben oder gleich ganz weggehen würde. „Aber die Musik hält einen. Man ist einfach so festgewachsen hier.“

Wer bei den Thomanern mitsingen will, muss eine Aufnahmeprüfung ablegen, ins Alumnat ziehen – den „Kasten“, wie das Gebäude wegen seiner Form genannt wird – und die Thomasschule besuchen. Dort gehen auch „Externe“ hin, die nicht zum Chor gehören. Am Wochenende dürfen die Jungs zuhause schlafen. Paul ist in der 4. Klasse Thomaner geworden. Sein älterer Bruder war ebenfalls im Chor und studiert jetzt Musik. Das tun die wenigsten Absolventen. Viele studieren Medizin oder Jura. Paul weiß noch nicht genau, was er einmal machen will. Sänger zu werden, könnte er

sich schon vorstellen. Aber er spielt auch sehr gern Klavier, am liebsten Jazz. Als er zehn, elf Jahre alt war, hat Paul im Wohnheim Boogie-Abende veranstaltet, zum Teil mit eigenen Kompositionen. Konrad, der in derselben Stube wohnt, spielt in der freien Zeit mit einigen anderen auf der Wiese hinter dem Alumnat Fußball. Der Thomanerchor ist derzeit Deutscher Fußballmeister unter den Knabenchören, sowohl bei den Knaben- als auch bei den Männerstimmen. 2014 müssen sie die Titel verteidigen. Im Sommer steht wieder das traditionelle Spiel gegen den Dresdner Kreuzchor an. Paul geht lieber schwimmen, liest ein Buch, die „Leipziger Volkszeitung“ oder die „Süddeutsche“. Im Wohnheim gibt es nur drei Computer, Laptops sind erst ab der neunten Klasse erlaubt.

„Ein sinnvoll ausgefüllter Alltag trägt zur Entwicklung bei“, meint Biller. Was die Jungs bei den Thomanern lernen, beziehe sich nicht nur auf das Musikalische, sondern betreffe auch die soziale Kompetenz. In einer Gemeinschaft zu leben mit allen Vor- und Nachteilen, das sei eine Schule fürs Leben: Rücksicht nehmen, sich in Ordnungen einfügen, Verantwortung füreinander übernehmen. Gestern hat Paul das Einsingen bei der Stimmprobe geleitet. „Wenn ich nicht hier wäre, hätte ich bestimmt nicht so viel Selbständigkeit gelernt“, sagt Paul. Ein offizielles Amt hat der Achtklässler nicht, das gibt es erst ab der neunten Klasse: den Domesticus, der die Belange des Wohnheimes vertritt, Präfekten, die den Kantor bei Proben unterstützen oder auch kleinere Auführungen dirigieren, den Famulus als Assistenten des Geschäftsführers, Mentoren für die Neuen, Notenverantwortliche, Obere, Vize und Trize, die sich um die Disziplin in den Stuben kümmern und aufpassen, dass alle pünktlich im Bett liegen.

Die Stuben, das sind Wohneinheiten mit einem verwinkelten Labyrinth aus Schreibtischen und Regalen für jeden der



Film zum Artikel online:
youtube.com/user/proMedienmagazin



Fotos: pro

Über Langeweile können sich Thomaner nicht beschweren. Nach der Schule trainieren die Jungen ihre Stimmen, proben für Auftritte, üben ihr Instrument und holen sich ganz nebenbei noch den Meistertitel im Knabenchor-Fußball.

zehn Stubenbewohner. Eine Tür führt in die Nasszelle, an der anderen Wand gehen vier schmale Schlafzimmer ab. An Pauls Kleiderschrank hängt sein dunkelblauer Anzug mit dem breiten, weißgestreiften Kragen: Die „Kieler Bluse“, eigentlich ein Matrosenanzug, ist seit Kaiser Wilhelm II. Chorkleidung. Heute tragen sie nur die Jüngeren. In der Kleiderkammer werden die Anzüge gebügelt, ausgebessert und nach Stuben sortiert aufbewahrt. Paul muss seinen noch zurückbringen. Erst vor zwei Tagen ist er von Konzertreisen nach Tokio, Südkorea und England zurückgekommen. In Polen, Australien, Singapur, Hongkong, Argentinien war er auch schon. Nur die Besten dürfen mit auf Konzertreise. Paul gehört zu den „16 Ersten“, die auch in kleiner Besetzung auftreten. Zwei Jahre lang war er Solist, aber das geht nun im Stimmbruch nicht mehr.

In drei Reihen sitzen 18 Jungs im Kammerrmusiksaal der „Villa Thoman“. Stimmprobe für den Sopran. Einer der Sänger hat keinen Bleistift, um sich Notizen zu machen, einem anderen fallen die Notenblätter aus der Hand, einer muss als „Dispi“ nicht mitsingen und zieht stattdessen Fratzen. Biller lässt sich davon nicht aus der Ruhe bringen und kommentiert es ironisch. „Er kann auch laut werden“, erzählt Paul, besonders wenn jemand nicht richtig mitmache. Wer in der Probe schläft, muss sich hinstellen. Paul kommt gut mit dem Thomaskantor aus. Er sei sehr freundlich und müsse eben auch streng sein. Die Jungs spricht Biller alle mit ihren Spitznamen an: Audax, Sparrow, Luc, Litsch. Paul heißt Joke. „Eine Balance aus Strenge, Humor und Lockerheit“, beschreibt Biller seine Pädagogik.

Gerade proben die Thomaner eine Osterfestmusik, die Biller selbst kompo-

nierte. Am Ostersonntag wird sie uraufgeführt. „Ein typischer Biller“, sagt Paul über das Stück. „Ein bisschen pfefferminzig.“ Biller spricht mit den Jungs auch über die Texte. „Was bedeutet denn ‚Gott ist mir auferstanden?‘“ Nicht alle glauben an Gott, etwa die Hälfte der Thomaner kommt aus einem nichtchristlichen Elternhaus. Viele von ihnen lassen sich während ihrer Zeit im Chor taufen. Biller selbst, dessen Vater Pfarrer war, glaubt daran, dass Gott sein Leben begleitet. „Auch wenn ich davon nicht abhängig machen kann, dass alles gut verläuft. Aber dass Gott allgegenwärtig ist, davon kann ich ausgehen.“ Singen zur Ehre Gottes ist eine entscheidende Motivation Billers für seine Aufgaben als Thomaskantor. „Ich kann aber nicht verhehlen, dass mich die Musik selbst am meisten motiviert, besonders die von Bach.“ ■

Anzeige

...und der **Alltag bleibt zu Hause!**

- Weite genießen
- Seele auftanken
- Stille hören
- Neues entdecken
- Vielfalt schmecken
- Kinderprogramm erleben
- Anreise frei wählen

Bitte Jahresprogramm 2012 anfordern!

Allgäu-Weite
Christliches Gästehaus

87477 Sulzberg-Moosbach
Tel: 08376/92 00-0
www.allgaeu-weite.de

h hensoltshöhe

Die moralische Bundespräsidentenkrise

Eine Nachbetrachtung aus christlicher Perspektive | VON WOLFRAM WEIMER



Die Bundespräsidenten der vergangenen drei Jahre: Horst Köhler, Christian Wulff und Joachim Gauck.
Fotos: Roosevelt Pinheiro/ABR, wikipedia, CC-BY 3.0 | Martina Nolte, wikipedia, CC-BY-SA 3.0 | J. Patrick Fischer, wikipedia, CC-BY-SA 3.0

Drei Bundespräsidenten innerhalb von drei Jahren sind ein Indiz dafür, dass etwas nicht stimmt mit der öffentlichen Moral.

Bundespräsidenten sind Projektionsflächen für kollektive Moralität, und wenn sie in Serie gemobbt werden, dann sagt das nicht nur etwas über deren individuelle Schwächen, sondern auch über die Gesellschaft. Ungute Dinge werden dabei offenbar: Der Respekt vor Ämtern wie Personen schwindet, bissige Kleinlichkeit breitet sich aus, und aggressive Häme wird öffentliche Stilform. Man könnte es auch altmodisch sagen: Die christliche Milde und ihre Zentraltugenden Achtung, Respekt, Anstand, Nachsicht und Mitleid gehen uns verloren. Leider.

Die Wunden der öffentlichen Hatz gegen Horst Köhler und Christian Wulff klaffen noch, da fällt die halbe Republik schon über den Nächsten her. Joachim Gauck ist nur kurze Zeit „Präsident der Herzen“ gewesen. Nun schimpfen Linke ihn bereits „Präsident der kalten Herzen“. Grüne ätzen, weil er Sarrazin „Mut“ attestiert. Sozialdemokraten wettern, weil er Antikapitalismus „albern“ und unseren Sozialstaat in Teilen überdehnt findet. Die Piratenpartei verunglimpft ihn als repressiven Internet-Opä, und selbst ehemalige DDR-Bürgerrechtsgefährten denunzieren ihn als Opportunisten.

Als brauche die Republik nach der spiellosten Entehrung von Christian Wulff nun das nächste Opfer, formiert sich

im Internet die „Not-my-President“-Bewegung. Nach dem gierigen „Schmiergeld-Maxe“ komme nun der eitle „Ego-Shooter“. Präsidenten-Bashing scheint Volkssport zu werden. Es kursieren bereits Party-Fotos von Gauck, die ihn mit Carsten Maschmeyer und Veronica Ferres zeigen, selbsternannte Bürgerreporter schnüffeln im Privatleben seiner Frauen herum und es wird nicht lange dauern, da werden seine Hotelrechnungen und Flugbuchungen bestimmt auf Facebook gepostet. Während man früher einem werdenden Bundespräsidenten mit besonderem Respekt begegnete, so ist er heute Freiwild der Mobbingmeute.

Leider ist diese Unart inzwischen Teil unserer Alltagskultur – vor allem in den Medien. Wenn Dieter Bohlen im Fernsehen vermeintlich Superstars sucht und dabei die hämische Herabwürdigung von menschlichen Schwächen zum Massenspektakel erhebt. Wenn Heidi Klum junge Mädchen vor aller Welt wegen ihrer Laufweise oder ihrer Pfunde zum Gespött von Millionen macht. Wenn Menschen in „Big Brother“-Container eingesperrt und rund um die Uhr bei den intimsten Verrichtungen gefilmt werden. Wenn Halbprominente gedungen werden, in einem Dschungel Kakerlaken und Kot zu essen, und ein Millionenpublikum auf Schadenfreude und Ekel programmiert wird.

Dem christlichen Leitbild der Nächstenliebe wird das mediale Bild der Nächsten-

häme entgegengesetzt. Die Liebe selbst gerät dabei ebenfalls zum Spielball des Schadenfreude-Spiels. Wenn zum Beispiel ungelenke Bauern Frauen suchen, dann ist das zynische Fernseheteam in Kuhstall wie Schlafzimmer nah dabei und entwürdigt einfache Menschen in ihren privatesten Dingen. Gefühle werden Inszenierungsware, die Liebe eines Bauern degeneriert zum Medienmaterial für massenhaftes Fremdschämen.

Das negative Spektakel um unsere Bundespräsidenten wirft daher ein Spiegelbild auf eine Gesellschaft, die ihre Integrität zu verlieren droht. Das uralte, christliche Kleid einer kollektiven Moral des Respekts wird zugunsten eines neobunten Narrenkostüms der Schadenfreude ausgezogen. Es wird Zeit, dass dieser Garderobenwechsel gestoppt wird. Mit dem Respekt vor Joachim Gauck und seiner Freiheitsidee kann man beginnen. Denn es muss auch eine Freiheit vor Erniedrigung geben. ■



Dr. Wolfram Weimer ist Journalist und Buchautor. Er gründete 2004 das Politik-Magazin „Cicero“ und war Chefredakteur des Magazins „Focus“. Seit Juli 2011 arbeitet er unter anderem als Kolumnist und Publizist.



Foto: pro

„Ein Mann des Glaubens“

Er ist einer der bekanntesten und einflussreichsten christlichen Verleger in Deutschland. Im Laufe seines langen Lebens hat er wesentlich dazu beigetragen, dass unzählige Menschen inspiriert, auf Jesus Christus hingewiesen und positiv geprägt wurden. Auch mit 85 Jahren arbeitet Friedrich Hänssler jeden Tag im Verlag, wo er jährlich viele hundert Manuskripte prüft. | VON ANDREAS W. QUIRING

Ich wurde damals praktisch ohne meinen Willen und Wunsch in die Verlagsarbeit hineingeschoben“, erinnert sich Hänssler im Gespräch mit pro. Damals, das war 1950, als er in den Hänssler-Verlag eintrat, den sein Vater 1919 gegründet hatte. „Ich habe da mitgearbeitet, weil ich keine andere Chance hatte. Nach einer Tuberkuloseerkrankung konnte ich zunächst nur eine Stunde am Tag arbeiten.“ Ob es ihm dann irgendwann Spaß gemacht habe, im Verlag mitzuwirken? „Spaß war nicht die Frage“, antwortet Hänssler ernst. „Eher, dass man die Aufgabe gesehen hat. Die Arbeit musste getan werden.“ Im Laufe seines Lebens hat er viele Aufgaben gesehen – und getan.

„Musik ist mein Leben!“

1959 übernahm Friedrich Hänssler die Verlagsleitung. Der Schwerpunkt lag damals im Bereich der Kirchenmusik sowie in der Herausgabe von Chor- und Gesangbüchern. In dieser Zeit erschien die erfolgreiche Liederbuch-Reihe „Jesu Name“. In derselben Tradition stehen heute Liederbücher wie „Feiern & Loben“ oder „Feiert Jesus!“. „Musik ist mein Leben!“, bekennt Hänssler, der früher Chorleiter war, Trompete, Geige und Orgel gespielt hat und sich auch heute noch gerne ans Klavier setzt. Kein Wunder, dass nach wie vor die Musikproduktion eine wichtige Rolle spielt. So gab Hänssler im Jahr 2000 die „Edition Bachakademie“ heraus: Gemeinsam mit Helmuth Rilling, einem der profiliertesten deutschen Bachinterpreten, produzierte er auf insgesamt 172 CDs das komplette erhaltene Kompositionswerk Johann Sebastian Bachs.

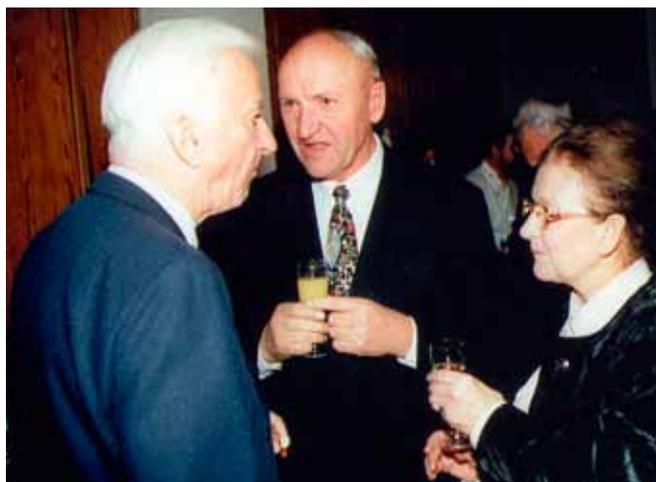
Mit der Gründung der „Telos“-Verlagskooperation begann Hänssler 1971 die Buchproduktion. Dabei konzentrierte er sich auf Bibelausgaben und Literatur, die in einer Millionenaufgabe Leser bewegte und gleichsam prägte. Immer wieder hat er auch Bücher zum Thema Israel herausgebracht, zum Teil im Auftrag des israelischen Außenministeriums. „Wir wollen damit Israel unterstützen“, erklärt der Verleger.

Engagement und Auszeichnungen

Seit 57 Jahren ist Friedrich Hänssler mit Ursula verheiratet. Gemeinsam haben sie sechs Kinder. Er ist dankbar, dass es an allen Verlagsstandorten möglich war, zum Mittagessen nach Hause zu fahren und Zeit mit seiner Familie zu verbringen. „Heute würde ich im Hinblick auf meine Kinder vielleicht auch manches anders machen“, räumt er ein. „Ich würde meiner Frau nicht mehr so viel zumuten.“ Allerdings hätten sie auch viel Schönes miteinander als Familie erlebt, interessante Menschen kennen gelernt „und dadurch eine Menge Segen empfangen“.

Angetrieben hat ihn immer der Wunsch, „dass das Evangelium von Jesus Christus gelesen, gesehen, gehört, gesungen, gemailt und gechattet wird“. Sein vielfältiges Engagement blieb nicht unbemerkt: Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen, wie das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse, die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg, die Johannes Brenz-Medaille der Evangelischen Landeskirche und eine der höchsten Ehrungen Israels, den Titel „Freund der Stadt Jerusalem“. „Eine ganze Menge Auszeichnungen, für die ich nicht die Verantwortung trage“, stellt Hänssler lapidar fest. „Sie sind in einem Karton versammelt, der irgendwo in einer Ecke steht.“ Hänssler gibt sich nicht bescheiden, er ist bescheiden. Er tut nicht die Dinge, die ihm Anerkennung bringen, sondern die ihm als Aufgabe vor die Füße gelegt werden. So wissen die wenigsten, wie viele Bücher er in Zeiten des Eisernen Vorhangs auf eigene Kosten in den Osten geschleust hat oder dass er sich über Jahre hinweg mit hohem persönlichen Einsatz ehrenamtlich um Obdachlose und Gestrandete kümmerte.

Friedrich Hänssler engagierte sich in zahlreichen Leitungsgremien christlicher Werke und Organisationen, darunter im Württembergischen Brüderbund, im Missionswerk „Operation Mobilisation“ oder beim Christlichen Medienverbund KEP, den er 1975 gemeinsam mit Bärbel Wilde, Horst Marquardt und Waldemar Murjahn gründete. Er habe sich jedoch nie die Aufgaben gesucht, sich selbst nie irgendwo angeboten, betont er.



Friedrich Hänsler ist seit 57 Jahren mit Ursula verheiratet. Gemeinsam haben sie „interessante Menschen kennen gelernt“, wie Hänsler sagt. Dazu gehören: Die Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker (oben rechts) und Johannes Rau (unten links) sowie der baden-württembergischen Ministerpräsident Erwin Teufel.

Oft sei er von Gott in die Aufgaben geschoben worden. Eines dieser „Anschubelerlebnisse“ war Mitte der 1970er Jahre die Begegnung mit Charles Colson, der seinerzeit tief in den Watergate-skandal verstrickt war und später eine radikale Lebenswende hin zu Jesus erfuhr. Dieser Kontakt führte zu einem Besuch des „National Prayer Breakfast“ in Washington. „Ich hatte damals keine Ahnung von der Existenz dieser Veranstaltung mit dem jeweiligen Präsidenten und der Prominenz des Landes“, erinnert sich Hänsler. Das Treffen hat ihn so beeindruckt, dass er in Deutschland den Impuls zur Entstehung der Gebetsfrühstückstreffen für Mitglieder des Bundestags und mehrere Landesparlamente gab.

Schwierigkeiten und Gottvertrauen

2002 führten gleich mehrere betriebliche Probleme zu erheblichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten: Der Verlag wuchs zu schnell, der neue Firmensitz in Holzgerlingen wurde teurer als geplant, während eine supermoderne, computergesteuerte Kommissionieranlage nicht wie gewünscht funktionierte und es zu Lieferzeiten von mehreren Wochen kam. Zur selben Zeit meldete in den USA ein großer Musik-Kunde Insolvenz an. Hänsler musste seinen Verlag aufgeben. Er wurde von der Stiftung Christliche Medien (SCM) übernommen, deren Vorstandsvorsitzender der Unternehmer Friedhelm Loh ist. „Für mich war es ein Geschenk, dass Friedhelm Loh in den Verlag eingestiegen

ist“, erinnert sich Hänsler. „Ich sagte mir damals: Im Wissen um das, was für mich und die Verkündigungsaufgabe des Verlags gut ist, ist Gott mir immer eine Ewigkeit voraus.“

Dieses Gottvertrauen drückt eine Facette von Hänslers Christsein aus, das geprägt ist von einer tiefen und authentischen Frömmigkeit. „Es war immer mein Wunsch, das zu tun, was Gott will – und zwar ungeteilt“, verrät er und fügt nachdenklich hinzu: „Was allerdings vor Fehlern nicht bewahrt.“ Aber dieser Wunsch sei von jeher ein roter Faden in seinem Leben gewesen, auch durch alle Schwierigkeiten hindurch.

„Gemeinsam zur Ehre Gottes“

Auch mit 85 Jahren denkt er „weniger rückwärts, sondern mehr vorwärts“ und arbeitet jeden Tag im Verlag, wo er jährlich viele hundert Manuskripte prüft. Für SCM-Geschäftsführer Frieder Trommer ist Friedrich Hänsler „ein Mann der Musik, ein Mann des Buches, ein Freund Israels, ein Beter für Politiker, ein Verleger, Referent, und Berater – aber zuerst und vor allem: ein Mann des Glaubens“. Es sei ihm immer wichtig, dass Menschen eine persönliche Beziehung zu Jesus Christus finden und die verschiedenen Medien dazu beitragen, diese Vertrauensbeziehung zu fördern und zu vertiefen, sagt Trommer gegenüber pro. „Für ungezählte Autoren und Musiker war er dabei der Vermittler, damit dieses Ziel gemeinsam zur Ehre Gottes erreicht wurde.“ ■

Ein Herz für Findelkinder



Sie eröffnete die bundesweit zweite Babyklappe und bietet Müttern in Not eine Unterkunft. Im Alter von 60 Jahren wurde sie als Model entdeckt und für Werbeaufträge gebucht. Im Februar erspielte Friederike Garbe bei „Wer wird Millionär?“ eine große Summe für ihr gemeinnütziges Werk. Eine Frau mit vielen Facetten, die sich von Gott geleitet weiß. | VON MORITZ BRECKNER

Als ich bei Günther Jauch auf dem Ratestuhl saß, habe ich mich erstmal gefühlt wie David mit der Steinschleuder“, erzählt Friederike Garbe. Bei der Jubiläumsausgabe der Quizshow „Wer wird Millionär?“ gewann die 67-Jährige im Februar dieses Jahres 64.000 Euro. Eine Summe, die sie für ihre sozialdiakonische Arbeit im Agape-Haus in der Altstadt von Lübeck gut gebrauchen kann. „Mich hat das Geld gar nicht so sehr beeindruckt, ich hatte mit viel weniger gerechnet“, gibt sie zu. „Mich hat beeindruckt, wie Gott sich zu mir gestellt hat. Ich wusste nicht, woher ich die richtigen Antworten bekommen sollte, aber er hat gesagt: ‚Du kannst es dir zutrauen, ich bin ja dabei.‘“ Bei Günther Jauch sorgte Garbe für Erstaunen, als sie zugeben musste, erst zwei Ausgaben der beliebten Ratesendung gesehen zu haben. Nach ihrem Auftritt hat sie viel Post bekommen, zahlreiche Menschen zeigten sich bewegt von ihrer praktisch gelebten Nächstenliebe und ihrem Glauben.

Keine Frage, die 67-Jährige mit dem herzlichen Lachen ist telegen. Viel lieber, als auf der großen Fernseh Bühne aufzutreten, kümmert sie sich um Bewohner und Haushalt des Agape-Hauses. Beim Betreten des geräumigen Altbaus mit Innenhof und Terrasse fallen die vielen

Teelichter und Kinderwagen ins Auge und signalisieren: Hier finden Menschen Geborgenheit und Hilfe. Seit 1995 können Mütter in Notsituationen mit ihren Kindern im Agape-Haus zeitweise einziehen und Unterstützung erfahren. 2001 wurde die Arbeit des Trägervereins „Leben Bewahren Lübeck“, dessen 1. Vorsitzende Garbe ist, um die bundesweit zweite Babyklappe erweitert. Seitdem wurden im Agape-Haus 14 Babys abgegeben und über das örtliche Jugendamt an Paare mit Kinderwunsch vermittelt.

„Findelkinder sind Glückskinder“

„Besonders bewegt hat mich damals das erste Findelkind“, erinnert sich Garbe. „Ich hatte zuerst mit Fehlalarm gerechnet, dachte, jemand hätte zum Spaß eine Puppe in das Bettchen gelegt. Doch es war ein Mensch! Spontan habe ich gesagt: Herzlich Willkommen!“ Hinter der Lübecker Babyklappe steht ein freundlich gestaltetes Wärmebett, in dem die Mütter ihre Kinder ablegen. Wird die Klappe geschlossen, werden Friederike Garbe und ihre Mitarbeiter über ein Alarmsystem informiert. Der weitere Ablauf ist dann genau festgelegt: „Zuerst wird ein Arzt gerufen, der das Kind untersucht“, berich-

tet Garbe. „Nach der Erstuntersuchung geht es ins Krankenhaus zu einer Hebamme, die das Baby ebenfalls untersucht, für die Nabelpflege und erste Nahrung sorgt.“ Für Friederike Garbe ist es wichtig, dass das Kind in der ersten Nacht bei ihr persönlich übernachtet. Am nächsten Morgen schaltet sie das Jugendamt ein. Ein Vormundschaftsgericht klärt juristische Fragen. Das Jugendamt wählt schließlich Adoptiveltern aus, die das Kind abholen – ein Jahr später ist die Adoption dann rechtlich verbindlich. „Zu manchen dieser Familien habe ich noch Kontakt“, so Garbe, „es sind tolle Eltern und es ist wunderbar zu sehen, wie sich die Kinder entwickeln. So gesehen sind die Findelkinder Glückskinder.“ Die Arbeit im Agape-Haus geht ihr persönlich nahe: „Neulich bekam ich Besuch von einer 16-jährigen Schülerin“, berichtet Garbe, „die nach ihren zwei Geschwistern suchte, die beide hier abgegeben worden waren. Als ich ihr die Fotos zeigte, war sie sehr ergriffen. Sie hat dann auf dem Jugendamt ihre Kontaktdaten hinterlassen und hofft, eines Tages von ihnen zu hören.“

Viele Mütter, die im Agape-Haus betreut werden, haben tragische Schicksale hinter sich. „Die eigene Geschichte wiederholt sich leider meistens: Wer als Kind



Friederike Garbe als Model bei einem professionellen Fotoshooting (großes Bild), mit Günther Jauch bei „Wer wird Millionär?“ und im Spielkeller des Agape-Hauses. Das zweite Bild von rechts zeigt sie neben dem Wärmebett, zu dem die Babyklappe führt.

Fotos: RTL / Stefan Gregorowius, Konstantin Eulenburg, Agape Haus



pro VIDEO

Film zum Artikel online:
youtube.com/user/proMedienmagazin

nicht geliebt wurde, kann oft auch keine Liebe geben“, hat Garbe beobachtet. In manchen Fällen kann es daher besser sein, ein Baby an Eltern abzugeben, die sich schon lange ein Kind wünschen, findet sie. „Die ‚richtigen‘ Eltern sind diejenigen, die lieben können.“

Friederike Garbes Arbeit stößt nicht auf ein ungeteilt positives Echo. Der politische Streit um Babyklappen ist 2012 in Deutschland neu entflammt, Hauptgrund dafür: Der Verbleib von einigen der abgegebenen Kinder an den rund 90 Babyklappen in Deutschland kann nicht mehr nachvollzogen werden. Politiker wie Ingrid Fischbach, eine der stellvertretenden Vorsitzenden der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, fordern deshalb sogar ein Ende der Babyklappen: „Ich bin zu der Überzeugung gelangt, dass in Deutschland keine neuen Babyklappen eröffnet werden dürfen, dass die bestehenden Projekte allmählich auslaufen sollten und möglichst rasch klare Vorschriften erhalten müssen“, sagte sie Anfang März in der „Welt am Sonntag“. „Mütter, die ihr Kind an einer Babyklappe abgeben, sehen in der Regel keinen anderen Ausweg“, kon-

tert Garbe. „Ich würde mir wünschen, dass sich mehr Politiker darüber informieren, was in diesen Müttern vorgeht. Es geht um mehr als nur darum, eine gesetzliche Regelung für die Geburt von Kindern zu finden.“ Dabei habe sie auch schon ermutigende Resonanz bekommen: „Ich habe von Politikern im persönlichen Gespräch erfahren, dass sie froh über meine Arbeit sind, dass sie das aber nicht öffentlich sagen dürfen, weil eben die Rechtslage rund um Babyklappen noch offen ist.“ In diesem Zusammenhang freut sich Garbe besonders über das positive Echo, das ihre Arbeit in den Medien erhält. „Dass ich Fernsehsender und auch die lokale Presse hinter mir habe, hat mir schon bei mancher Auseinandersetzung mit Ämtern geholfen.“

Familienbetrieb Gottes

Friederike Garbe ist seit 47 Jahren mit ihrem Mann Günter verheiratet. Das Paar hat zwei Kinder und sieben Enkel. Das Agape-Haus ist ein Familienbetrieb, Garbes Tochter Julia Porath packt täglich mit an. Im Haus wohnen Mütter mit ihren Kleinkindern, aber auch Praktikanten, ehrenamtliche Helfer und Straffällige, die Sozialstunden ableisten, tragen zum „bunten Familienverband“, wie Friederike Garbe sagt, bei. Günter Garbe arbeitet mit 73 Jahren noch immer als Tiefbauingenieur, ohne sein Einkommen hätte es die Lebensgemeinschaft schwer. Die Arbeit des Agape-Hauses finanziert sich zu einem großen Teil durch Spenden – und den un-

gewöhnlichen Nebenjob von Friederike Garbe: Sie arbeitet als Model.

„Vor ein paar Jahren war ein Reporter hier, um über unsere Arbeit zu berichten. Seine Frau, die bei einer Modelagentur arbeitet, hat mein Foto gesehen und gesagt: ‚Diesen Typ Frau brauchen wir‘. So wurde ich mit 60 entdeckt“, erzählt Garbe. Seitdem wurde sie oft für Fotoshootings von Bildagenturen gebucht. Sie hat für die „Glücksspirale“ und den Kosmetikerhersteller Nivea geworben, auf Fotos posiert sie als Köchin, Radfahrerin oder Geschäftsfrau mit Laptop – „obwohl ich mit der Computerwelt gar nicht klar komme“, lacht sie. Zwei- bis dreimal im Monat steht Garbe vor der Kamera. „Als Kind wollte ich Schauspielerin werden“, sagt sie. „Ich habe viel Freude am Set und großartige Kollegen.“ Für die Zeitschrift „Brigitte“ stand sie einmal gemeinsam mit Tochter und Enkeltochter vor der Kamera und erinnert sich: „Als erstes habe ich mir hinterher Tücher zum Abschminken gekauft – das war irgendwie nicht mehr ich.“

An Abwechslung mangelt es Garbe also nicht. „Wir fragen jeden Morgen neu nach einem Auftrag Gottes für den Tag“, berichtet sie. „Wir müssen hier spontan auf Situationen reagieren können und machen das nach dem Motto ‚Hier bin ich, sende mich‘. Wir leben unseren Glauben durch die Tat!“

Dabei bleibt Friederike Garbe authentisch, egal, wo sie gerade steht: im Spielkeller des Agape-Hauses oder in der Spielshow von Günther Jauch. ■



„Ich wünsche Ihnen für Ihr Leben Frieden und Gottes Segen“, steht neben vielen praktischen Informationen in einem Brief, den Mütter in der Babyklappe vorfinden. Das Agape-Haus hat einen mit vielen Pflanzen gestalteten Innenhof und eine Wohnfläche von etwa 650 Quadratmetern.

Fotos: Agape Haus, pro



Foto: Tobias Kallenbach, fotoila

Malen nach Jesu Zahlen?

1. Petrus 2, 21-25

Meine Tochter hat das Malen entdeckt. Nein, nicht „live“ in der Natur oder vor einem arrangierten Stillleben. Sie betreibt die ungleich langweiliger anmutende Variante: Malen nach Zahlen. Anfangs konnte ich mir die eine oder andere spöttische Bemerkung nicht verkneifen. Was ist schon so kreativ daran, Farbleckse in vorgezeichnete Felder zu platzieren?! Inzwischen ist mir das Lachen aber vergangen, denn ihre Bilder sind wirklich schön: fröhlich, farbig, lebhaft und auch originell. Dazu viel, viel besser als alles, was ich mit meiner bescheidenen künstlerischen Ader je zu Papier gebracht hätte. Meine Tochter bringt sich mit ihrer Sicht und ihrer Kraft in das ein, was Künstler für sie vorbereitet haben. Das ist etwas anderes als das „selber, selber“ der ungezählten Kindermünder, die ihre Umgebung für sich entdecken wollen. Sich selbst, die eigenen Möglichkeiten und die Welt zu erobern ist wichtig, und dennoch braucht das Leben manchmal auch Vorlagen. Mit „selber“ und „alleine“ lässt sich nicht alles bewältigen, was uns das Leben so einbrockt.

Das war schon zu urchristlichen Zeiten so. Als Christ in einer heidnischen Umwelt zu bestehen, mit persönlichen Leiderfahrungen und gesellschaftlichem Druck umzugehen, versucht man besser nicht nur aus eigener Kraft. In einem Brief, der ganz viel vom Umgang mit dem Leid spricht, malt Petrus deshalb seinen Lesern Jesus, den guten Hirten, vor Augen.

Christinnen und Christen sind nicht allein in ihrem Leid und sie müssen auch nicht kreativ sein, wenn es um einen überzeugenden christlichen Le-

bensstil geht. Jesu Leben ist wie eine Schreibvorlage, wie „Malen nach Zahlen“ für Gottes Leute. Keinen neuen Weg müssen wir uns bahnen, um uns dabei wie Schafe zu verlaufen, sondern seinen Fußspuren dürfen und sollen wir nachgehen. Weil sich Jesus uns und unsere Schuld nicht vom Leib gehalten, sondern sie ans Kreuz getragen hat, ist ein „alter-nativer“, ein „neu-geborener“ Lebensstil möglich: „Gerechtigkeit leben“. Nicht irgendeine Gerechtigkeit, Gottes Gerechtigkeit. Am Leben Jesu ist abzulesen, dass das zum Beispiel bedeutet, die Hass- und Gewaltspirale aus Worten und Taten zu durchbrechen. Nicht um „klein beizugeben“, sondern um es „dem einzig Großen abzugeben, der gerecht richtet“.

Das können wir nicht aus eigener Kraft. Nur allzu oft gehe ich eigene Wege, verwische die Schreibvorlage, beachte die vorgeprägten Malfelder nicht. Ich bin wahrlich nicht schuldlos und werde deshalb bei Jesus Christus von Herzen gerne immer wieder meine Schuld los. Jesu Schmerzen, seine Wunden heilen das menschliche „allein“ und „selber“, mein „wie Du mir, so ich Dir“, unsere zerstörerischen Gedanken, Worte und Taten. Es muss so nicht weiter gehen, es gibt einen anderen, einen neuen Weg: „Heil werden“ und „geheilt leben“. Wir sind auf dem Holzweg, wenn wir meinen, Jesu Weg zum Holz für uns selbst nicht zu brauchen. Wenn ich Jesus tun lasse, was nur er für mich tun kann, bleibt er mein Begleiter an guten und schweren Lebenstagen. Er tröstet mich und hilft mir durchzuhalten. Er ist mein Hirte, hat mit Nachsicht und Vorsicht die Aufsicht über mein Leben. Dann entsteht ein Lebensbild nach seinem Muster, manchmal dunkel, manchmal hell, aber immer heilsam lebendig. ■



Dr. Michael Diener, Jahrgang 1962, ist verheiratet mit Eveline und Vater von Jennifer und Nicolai. Seit Januar 2012 ist der Theologe und Buchautor ehrenamtlicher Vorsitzender der Deutschen Evangelischen Allianz. Hauptberuflich ist er Präses des Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbands. In seiner Freizeit hält er sich fit mit American Football. Außerdem spielt er gerne Billard und liebt Musik und Bücher. Dieser Beitrag ist in der Wochenzeitung für Westfalen und Lippe, „Unsere Kirche“, erschienen.

Freiheit ad Acta?

Seit langem streiten sich Rechteverwerter und Internetaktivisten über das Urheberrecht im Internet. Weder eine strenge Kontrolle noch eine Legalisierung von Privatkopien werden dabei helfen, dass beide Seiten gleichermaßen vom Netz profitieren. Das Internet braucht clevere, legale Angebote – und etwas, das sich nicht per Gesetz verordnen lässt. | VON NICOLAI FRANZ

Mit einem mulmigen Gefühl öffnet Julia Mertens den dicken DIN-A4-Umschlag. Schließlich bekommt man nicht jeden Tag Post vom Anwalt. „Unerlaubte Verwendung geschützter Tonaufnahmen“ steht in der Betreffzeile. Die junge Frau überfliegt nervös die erste Seite. Da steht es: 1.800,00 Euro soll sie zahlen, außerdem eine Unterlassungserklärung unterschreiben. Der Anwalt, der die „Tonträgerherstellerin Universal Music GmbH“ vertritt, behauptet, Mertens habe über eine Filesharing-Tauschbörse „zahlreiche Tonaufnahmen zum Herunterladen verfügbar gemacht“ – illegal. Zum Beispiel den Sampler „German Top 100 Single Charts“. Neben dem Album stehen Uhrzeit und eine IP-Adresse, die die einschlägig bekannte Abmahnkanzlei aus Hamburg über die „proMedia Gesellschaft zum Schutz geistigen Eigentums mbH“ hat ermitteln lassen. Auf diese Weise sind die Anwälte auch an die Adresse von Julia Mertens gekommen. Zwar hat sie die meisten angegebenen Titel schon im Radio gehört, doch sie ist sich sicher: Weder hatte sie die Dateien jemals auf ihrem Computer, noch hat sie sie irgendwo hochgeladen. Dazu kommt: Zu dem genannten Zeitpunkt war sie gar nicht zu Hause, sondern auf einer Feier, mehrere hundert Kilometer von ihrem Wohnort entfernt. Doch die 13 Seiten sind eindeutig: Mertens soll zahlen. Ansonsten drohen die Anwälte mit einer Klage – der Streitwert würde dann 10.000 Euro pro aufgelistetem Titel betragen. „Ich war schockiert“, sagt Mertens. „Ich dachte, das sei ein Trick oder ein Fake, bis ich im Internet gelesen habe, was andere erlebt haben. Dann bekam ich richtig Panik.“



Julia Mertens ist einer von über 200.000 Menschen in Deutschland, die im Jahr 2011 Abmahn schreiben erhalten haben, so schätzt es der „Verein gegen den Abmahnwahn“. Wie in ihrem Fall werden Nutzer manchmal zu Unrecht abgemahnt, weil deren IP-Adresse dem falschen Namen zugeordnet wurde. Doch nicht immer

sind die Betroffenen unschuldig. Grundsätzlich seien Abmahnungen ein „legitimes Mittel“ für Rechteinhaber, betont Karl-Nikolaus Peifer, Professor für Bürgerliches Recht mit Urheberrecht, Gewerblichen Rechtsschutz, Neue Medien und Wirtschaftsrecht in Köln. „Problematisch ist die Abmahnung von Privatpersonen, weil die Gegenstandswerte solcher Abmahnungen oftmals nach gewerblichen Maßstäben, also sehr hoch angesetzt werden.“ Man bekomme dadurch den Eindruck, dass es den Rechteinhabern vor allem um möglichst hohe Gebühreneinnahmen gehe. Der Nutzer fühle sich „kriminalisiert, auch gegängelt und ausgebeutet“. Peifer befürchtet daher einen „Bruch zwischen Industrie und Nutzern“.

Wie weit dieser Bruch bereits fortgeschritten ist, zeigt die emotionale Debatte um Acta (Anti-Counterfeiting Trade Agreement, etwa „Anti-Produktpiraterie-Handelsabkommen“). Zehntausende Menschen haben in ganz Europa dagegen demonstriert – viele mit Guy-Fawkes-Maske aus dem Film „V wie Vendetta“. Wie Guy Fawkes sehen sie sich als letzten Kämpfer für die Freiheit. Acta soll internationale Standards gegen Produktpiraterie und Urheberrechtsverletzungen setzen. Das Abkommen wird besonders deshalb kritisiert, weil es jahrelang hinter verschlossenen Türen erarbeitet wurde. Kritiker befürchten, dass Acta die Freiheit im Internet einschrän-

ken und die Provider zu „Hilfssheriffs“ machen werde. Zwar bedeutet das gegenüber dem geltenden deutschen Urheberrecht noch keine gravierende Verschärfung, doch gerade das sei das Problem, meinen Gegner. Die alten Fehler des deutschen Systems würden international festgeschrieben. Zuerst brauche man eine Reform des deutschen Urheberrechts und dann eine internationale Lösung. Doch solange das nicht geschieht, werden die Rechteverwerter weiter auf Abschreckung und horrenden Gebühren setzen.

So wie bei Julia Mertens. Ein Medienanwalt rät ihr, den Vorwurf abzustreiten, das Geld nicht zu bezahlen und eine modifizierte Unterlassungserklärung zu unterschreiben. Danach heißt es hoffen. Hoffen, dass die Hamburger Kanzlei sich damit begnügt. Ihre Chancen stehen nicht schlecht. Doch die Angst vor einem Gerichtsverfahren raubt Mertens den Schlaf – obwohl sie unschuldig ist.

Dass ein Arbeiter seines Lohnes wert ist, das bestreiten auch die meisten Acta-Kritiker nicht. Doch wie Rechteinhaber im Internetzeitalter ihr Geld bekommen sollen, darüber herrscht allgemeine Verwirrung. Sogar bei denen, die sich das Thema Urheberrecht seit ihrer Gründung ganz groß auf die Fahnen geschrieben haben: Die Piratenpartei streitet heftig darüber, zum Beispiel über die „Kulturfltrate“. Deren Befürworter wollen eine Pflichtabgabe auf alle Internetanschlüsse einführen, ähnlich der GEZ (Gebühreneinzugszentrale). Im Gegenzug sollen alle Nutzer kostenlosen Zugriff auf digitale Kulturgüter haben. Welcher Künstler wieviel bekommt, soll eine zentrale Behörde aufgrund von Download-Zahlen oder Stichproben in der Bevölkerung entscheiden. Kritiker monieren, das Modell sei aus datenschutzrechtlicher Sicht bedenklich, der Verwaltungsaufwand wäre viel zu hoch, außerdem könnten Betrüger die Zahlen manipulieren. Auch würden diejenigen Internetnutzer zur Kasse gebeten, die überhaupt nichts herunterladen möchten.

Egal, ob Kulturfltrate oder nicht – auf jeden Fall wollen die Piraten Privatkopien legalisieren. Mit „Privatkopien“ meinen sie aber nicht nur den Tausch von CDs oder Büchern unter Freunden, sondern alle Kopien ohne kommerzielle Absicht. In Zeiten

des Internets würde das bedeuten, dass ein Musikalbum nur einmal gekauft und hochgeladen werden muss, bevor es über Tauschbörsen bei Millionen von Nutzern auf der Festplatte landet. Natürlich kostenlos. Doch wie sollen professionelle Musiker, Autoren und andere Kreative dann noch von ihrer Arbeit leben können? Eine Anfrage bei den Piraten blieb ohne Antwort, man sei noch nicht dazu gekommen, teilte die Pressestelle mit.

Vielleicht liegt die Zukunft des Urheberrechts im Internet aber weder in der rigorosen Abmahnpraxis der Rechteinhaber noch in einer völligen Legalisierung von (Raub-)Kopien. Nicht alles, was unsere Gesellschaft braucht, um zu funktionieren, kann in Paragrafen geregelt sein. Internetsperren und -filter kann man so gut wie immer umgehen. Es sei denn, der Staat würde eine Infrastruktur der Überwachung erschaffen.

Das würde den Verlust wichtiger persönlicher Freiheitsrechte bedeuten. Beim digitalen Urheberrecht kommt die Politik an ihre Grenzen. Doch damit ein demokratischer Staat funktionieren kann, ist er auch auf das Verantwortungsbewusstsein seiner Bürger angewiesen, das er nicht per Gesetz verordnen kann. Dazu gehört eine faire Bezahlung – auch da, wo man sie kaum kontrollieren kann. Künstler leben von ihrer Kreativität und haben einen Anspruch darauf, dass man für ihre Werke bezahlt: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden“ – ein biblisches Prinzip.

Andererseits müssen Rechteinhaber neue, kreative Wege finden, um ihre Werke an den Nutzer zu bringen. Komfortable und legale Streamingportale für Musik wie Simfy, Spotify und andere könnten eine solche Lösung sein: Der Nutzer zahlt einen festen Betrag pro Monat und hat Zugriff auf Millionen von Werken, während der Urheber sein Geld wie bei der Verwertungsgesellschaft GEMA pro abgespieltem Titel bekommt.

Je mehr clevere und kostengünstige Möglichkeiten angeboten werden, desto unattraktiver wird es für Internetnutzer sein, sich dem Risiko auszusetzen, als Raubkopierer strafrechtlich verfolgt zu werden.

Die Abmahnung von Julia Mertens zeigt, wie die Abschreckungsstrategie der Rechteverwerter die Falschen treffen kann. Bei ihr ist es nochmal gut gegangen. Der Anwalt hat nichts mehr von sich hören lassen. ■



Fotos: pro



BLOG

Bloggen als Aufklärung

Foto: José Luis Gutiérrez, istockphoto

Würde ein Philosoph wie Immanuel Kant heute bloggen? Vermutlich ja. Es tut jedenfalls immer gut, wenn ein schlauer Mensch zu einem kritischen Blick auf die Welt verhilft. Ein Blogger, der dies immer wieder schafft, ist der Betreiber von „Zettels Raum“. | VON JÖRN SCHUMACHER

Es ist schon dreist, sich so gegen den medialen Mainstream in Deutschland zu stellen. Nicht in Begeisterungstürme auszubrechen, wenn die Rede auf US-Präsident Barack Obama kommt; rationale Argumente für und gegen Atomkraft aufzubringen, anstatt in einem Taumel der Angst den sofortigen Stopp der Atomenergie zu fordern, weil auf einem Kontinentalriss in 9.000 Kilometern Entfernung ein Erdbeben ein Atomkraftwerk zerstört hat. „Zettels Raum“ stellt sich oft quer. Dabei tut das Weblog eigentlich nichts anderes, als die Dinge von einer anderen Seite zu betrachten, Fakten heranzutragen und zu fragen: Gibt es noch eine andere Meinung jenseits vom „Spiegel“?

Hinter „Zettels Raum“ steht ein Hochschullehrer im Ruhestand, der seinen richtigen Namen auch gegenüber pro nicht nennen mag. Einer Partei gehört er nicht an, seine politische Färbung bezeichnet er als „liberalkonservativ mit sozialdemokratischen Einsprengseln“.

Als Deutschland 2008 in ein Obama-Fieber fiel und die Welt endlich errettet schien, machte „Zettel“ so seine Beobachtungen – und stellte Fragen. Nach seiner Wahl verwandelte sich der Erlöser Obama in den nüchternen Sachpolitiker Obama. Guantanamo werde er binnen eines Jahres zu schließen, versprach der Präsident im Wahlkampf, nach der Wahl musste er feststellen, dass es doch nicht so einfach ist. Zettel scheut sich nicht davor, Obama einen „Populisten“ zu nennen, der das Blaue vom Himmel versprach. „Obama hat kein Programm, sondern eine Botschaft. Oder vielmehr: Er ist diese Botschaft.“ Auch dass es mit der Israel-Freundschaft von B. Hussein Obama nicht so weit her ist wie bei manchem seiner Vorgänger, wird bei Zettels Analyse deutlich.

„Zettels Raum“ bringt das, was der „Spiegel“ weglässt

Ob damals beim unbeliebten Präsidenten George W. Bush oder im aktuellen

US-Wahlkampf, für den Autor steht fest: Steht ein amerikanischer Politiker eher rechts, „dann gelangt jeder seiner Versprecher in die deutschen Medien. Ist er eher links, wie beispielsweise Barack Obama, dann erfahren die Nutzer deutscher Medien gar nicht, was der Mann sich ständig an Patzern leistet“. „Zettels Raum“ ist ein Weblog mit immerhin 3.000 Lesern pro Tag. Es gehört zu einer Minderheit, die auch eine Sarah Palin nicht sofort als dummen Trampel aus der Provinz abstempelt, nur weil ihr Versprecher unterlaufen. Oft geht es „Zettel“ um moderne Verschwörungstheorien. Da kommt man am „Spiegel“ und dessen Online-Ableger nicht vorbei. Erst recht nicht am New Yorker Korrespondenten von „Spiegel Online“, Marc Pitzke, der immer ganz genau weiß, wer von den Republikanern in Washington besonders dumm ist. Pitzke scheute sich beispielsweise nicht, Palin schlecht ins Deutsche zu übersetzen, um anschließend zeigen zu können, dass es bei ihr wohl mit dem

Sprachvermögen ein wenig hapert. „Zettels Raum“ bringt das, was der „Spiegel“ weglässt.

Eine Stärke des Weblogs ist, dass es aufmerksam die internationale Presse verfolgt. So entgeht den Autoren nicht, dass amerikanische Journalisten die Politik der Demokraten durchaus viel kritischer sehen, als einem durchschnittlichen deutschen Medien-Konsumenten bewusst sein dürfte. Aber auch andere Themen des Zeitgeschehens nimmt „Zettel“ unter die Lupe. Manchmal entstehen ganze Serien. Die größte etwa legte er rund um das Thema Thilo Sarrazin an und griff Fragen auf wie: „Kann man Dummheit vererben?“ oder „Kann man Jüdischsein in der DNA ablesen?“ Der Autor macht sich dann die Mühe, die Prinzipien der DNA des Menschen zu erklären – zusammengedampft und leicht verständlich. Natürlich darf auch das brandheiße Streitthema Klimaveränderung nicht fehlen. Vieles, worüber in Deutschland heftig gestritten wird, ob in Talkshows oder Tageszeitungen, gründet eben auf naturwissenschaftlichen Themenkomplexen, und die sollte man eigentlich nur mit entsprechender Fachkenntnis angehen. Glücklicherweise scheinen sich „Zettel“ und seine unterstützenden Autoren bei vielen Themen gut auszukennen.

In der Serie „Die Deutschen und das Atom“ stellt er die Panik, die das Unglück von Fukushima ausgelöst hat, der tatsächlichen Gefahr durch Nuclearstrahlung gegenüber. Bei genauer Betrachtung stehen die Folgen für die Gesundheit von Menschen in Japan in keiner Relation zur schreckhaften Reaktion, die deutsche Politiker gezeigt haben. Auch erscheint es seltsam, dass im Zusammenhang der „Katastrophe von Fukushima“ in deutschen Medien immer nur vom Atom-Unfall die Rede ist. Das Erdbeben selbst, das über 15.000 Tote und knapp 10.000 Verletzte verursachte, kam fast nicht mehr vor, prangert „Zettel“ an. „Nur Deutschland hat deshalb auf den Unfall in Fukushima derart radikal, derart irrational reagiert.“ „Zettels“ Analyse: „Es ist die Angst, geschädigt zu werden, ohne dass man es zunächst merkt. Durch Brunnenvergiftung, Hexerei, den bösen Blick; in unserer Gegenwart durch Strahlungen aller Art. Menschen fürchten ‚Erdstrahlen‘, ängstigen sich vor ‚Handystrahlen‘ und ganz besonders vor radioaktiver Strahlung.“ In der Serie „Deutschland im Öko-Würgegriff“ stellt er fest, dass in Deutschland die Ideologie des Ökologismus denselben Rang einnimmt wie eine Religion.

Seit 2006 bloggt „Zettel“, mittlerweile zusammen mit einem halben Dutzend

helfender Autoren. „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt“, so lautet der Untertitel des Blogs. Es ist der Titel des Hauptwerks des deutschen Philosophen Christian Wolff (1679 - 1754), der ein Universalgelehrter, Jurist und Mathematiker und einer der wichtigsten Aufklärer neben Leibniz und Kant war. Würde ein Philosoph wie Wolff heute einen Blog betreiben? Wer „Zettels Raum“ liest, begegnet jedenfalls einem aufgeklärten und aufklärerischen Beobachter, der politisch denkt, aber immer auch bis auf den philosophischen Unterbau einer Weltanschauung gräbt. Einer christlichen Überzeugung hängt der Autor nicht an, wie er gegenüber pro sagte. Vielmehr habe er für den christlichen Glauben „hohe Wertschätzung“ übrig, „als Teil unserer abendländischen Tradition“. Jeder kennt das: Egal, um welches Thema es sich dreht – es tut fast immer gut, eine andere Meinung zu bekommen. Manchmal wendet man sich ab, weil man seine eigene Meinung liebgewonnen hat und keine Zeit mit Andersdenkenden verschwenden will. Aber manchmal betritt man einen Raum, in dem Menschen ihre Meinung sagen, und das eigene Denken bekommt plötzlich eine neue Richtung. So fühlt man sich manchmal in „Zettels Raum“, einem Blog der Aufklärung. ■

Gästehaus im **Berner Oberland** mit traumhafter Aussicht



Bis zu 35% Gruppen-Rabatt

→ **Infrastruktur für Gruppen, Seminare, Konferenzen**

sbt **BEATENBERG** Gästehaus • CH-3803 Beatenberg • +41 (0)33 841 80 00 • www.gaestehaus.ch

Anzeigen

maifestival 2012

Das heißt Familienferienfestival des Mühlensees mit Fränkisch-Evangelischer Gemeinde

mit **Gordon MacDonald**

Himmelfahrt noch nichts vor?

Herzlich willkommen beim Familienferienfestival mit Gordon MacDonald u. Johannes Reimer in der Vulkaneifel / Landal Park Wirttal

www.maifestival.de oder 0421-8399130

16.-20.05.2012

Für alle Vorwärtsdenker

Jede Woche auf dem Laufenden.

proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm. Sie erhalten proKOMPAKT als pdf-Magazin per E-Mail. Kostenlos.

www.pro-medienmagazin.de | Telefon (0 64 41) 91 51 51





Kunst und Kirche, verträgt sich das?
Christoph Silber ist skeptisch.

Foto: pro

„Gute Geschichten können nicht missionarisch sein“

Christoph Silber hat sich im deutschen Filmgeschäft einen Namen gemacht. Er lieferte die Drehbuchvorlagen zu „Good Bye, Lenin“, „Nordwand“ und diversen „Tatort“-Folgen. Pro hat den Autor bei der Berlinale getroffen und einen Menschen kennengelernt, der mit ganzem Herzen Künstler und Christ ist – christliche Kunst aber so gar nicht gut finden kann. | VON ANNA WIRTH

pro: Sie sind Christ. Und Sie sind Filmmacher. Als christlicher Filmemacher möchten Sie aber nicht bezeichnet werden. Wie kommt's?

Christoph Silber: Religion ist für mich Privatsache. Ich glaube nicht, dass wir unseren Glauben haben, um ihn als Etikett zu tragen. Ich denke, es ist klüger und heilsamer, den Glauben aus unserem Herzen erwachsen zu lassen und ihn sich in dem zeigen zu lassen, was wir tun.

Wie zeigt sich denn Ihr Glaube im Alltag?
Ich vertraue darauf, dass etwas Höheres

mich führt und durch mich wirkt. Zum einen wirkt sich mein Glaube auf die Art und Weise aus, wie ich Geschichten erzähle, wie ich über sie nachdenke und wie ich Fragen in den Geschichten angehe. Zum anderen wirkt es sich auf die Art aus, wie ich mit Menschen umgehe. Ich versuche, aufrichtig zu sein, berechenbar, vertrauenswürdig und verlässlich. Ich versuche, für andere da zu sein, wenn es möglich ist. Das sind keine Dinge, die ich absichtlich tue, um ein guter Christ zu sein, sondern die Gott in mir wirkt.

Einer Ihrer bekanntesten Filme, „Nordwand“, ein Bergsteiger-Drama, zeigt viel christliche Symbolik.

Ich versuche nicht bewusst, christliche Werte in meinen Filmen unterzubringen, so nach dem Motto: Jetzt bauen wir mal Vergebung ein. Das ergibt sich eher im Laufe der Geschichte. Bei „Nordwand“ habe ich mit dem Regisseur Philipp Stölzl zusammengearbeitet. Wir beide vertreten ein christliches Weltbild. Insofern gibt es einige Gleichnisse, die das zeigen, etwa wenn ein Bergsteiger in seinem Seil

hängt und dort stirbt, damit ein anderer leben kann.

Wie viele christliche Werte stecken im Tatort?

Im Tatort geht es immer darum, dass irgendjemand eine Grenze überschreitet und die Schöpfung Gottes bewusst zerstört. Ich finde es sehr herausfordernd, darüber nachzudenken, warum jemand ein Mörder wird. Ob das nun ein Bild für den Glauben ist, weiß ich nicht, aber ich mag es, der Frage nachzugehen und solche Taten nachvollziehbar zu machen, sodass wir etwas daraus lernen können. Die Umstände, in denen wir uns befinden, können uns zu Mördern machen. Ich erzähle mit allem, was ich tue, als ein Mensch, der eine Haltung hat. Dazu gehört mein Glaube. In irgendeiner Form wird sich also etwas davon in meiner Arbeit zeigen. Letztendlich ist und bleibt es aber ein Film und wird dadurch nicht zur Predigt.

Nun gibt es ja auch Menschen, die ganz gezielt mit Filmen Mission machen. Ein Beispiel wäre der Berliner Filmemacher Julius Schindler mit seinem Verein „Mannaplace“, den Sie ja auch kennen.

Das ist nicht mein Weg. Andere können ihn gerne gehen, aber ich persönlich glaube, dass der Film kein religiöses Medium ist. Ich will die Religion nicht aus dem Film ausklammern. Aber ich halte es für nahezu unmöglich, gute Geschichten zu erzählen, wenn man sie mit einem missionarischen Ansatz verbindet. Dann werden sie zu Predigten und sind damit keine wirklich guten Geschichten mehr, weil immer klar ist, was der Zuschauer am Ende denken soll.

Schließen Mission und Kunst sich aus?

Ich sage ja. Absichtliche Mission setzt Grenzen und Kunst funktioniert nicht in Grenzen. Das Entscheidende an Kunst ist, dass sie Grenzen sprengt. Das brauchen wir, weil alles um uns herum Grenzen aufzeigt. Es ist wie mit der Kunst am Bau: Wenn alles grau und aus Beton ist, braucht es einen, der diese Grenzen bricht und davor Bambusrohre und Windräder installiert. Wenn die Kunst am Bau aber aussieht wie der graue Beton, dann interessiert sie niemanden mehr.

Sind Sie von Christen schon einmal für Ihre Filme kritisiert worden?

Konkret sagt mir eigentlich niemand etwas Schlechtes. Ich werde total oft gefragt, ob es schwierig ist, als Christ im Filmgeschäft zu arbeiten. Das impliziert immer, dass ich mich in einer Schlangengrube bewege,

was ich für großen Unsinn halte. Genau so gut könnte ich ja auch jeden Schritt auf der Straße draußen als Schritt durch eine Schlangengrube betrachten. Das Filmgeschäft besteht schlicht aus Menschen mit Hoffnungen und Sehnsüchten. Das macht es hochinteressant.

Die Frage zielt dann wohl dahin, ob Sie sich als Christ andere Grenzen setzen als andere und es deshalb schwerer haben...

Ich akzeptiere diese automatisch von Christen gesetzten Grenzen ja ohnehin nicht so ohne Weiteres. Ich lebe nun schon seit längerem in den USA und stehe diesem sehr calvinistisch geprägten Schwarz-Weiß-Bild vieler Gemeinden dort sehr kritisch gegenüber. Nehmen wir das Thema Homosexualität: Jemand, der Präsident werden will, kann in den USA ernsthaft sagen, in einer gesunden Gesellschaft sei kein Platz für solche Menschen (gemeint ist der republikanische Präsidentschaftskandidat Rick Santorum, Anm. d. Red.). Sich auf eine solche Position zu begeben ist sehr gefährlich, erst recht für einen gläubigen Menschen, weil er sich in gewisser Weise auf Gottes Stuhl setzt und entscheidet, wer sein darf und wer nicht sein darf. Mir geht es im Glauben darum, wie ich mein Leben mit und durch eine Liebe, die mich führt, bewältigen und wie ich Größeres bewirken und sehen kann.

In Deutschland ist der christliche Buch-, Film- und Musikmarkt völlig vom säkularen abgelöst. Ähnlich ist die Lage in den USA...

Amerika ist eine Marktgesellschaft. Alles, was erfolgreich ist, bekommt da seinen eigenen Markt. Das wirkt sich auch auf die Kirche aus. Es gibt unglaublich viele Denominationen, jede ist eine eigene Marke. Daher ist christliches Entertainment auch erfolgreich, gerade seit Mel Gibsons „Die Passion Christi“. Das funktioniert, aber es macht das Filmgeschäft nicht christlicher. Da hat einfach jemand einen Markt entdeckt und der wird nun gemolken. Davon kann man halten, was man will, Fakt ist aber: Es trägt nicht zur Missionierung bei. Die christliche Kultur bleibt in der Szene. Bewerten möchte ich das nicht. Allerdings gibt es christliche Filme, die ich nicht leiden kann, weil ich sie für schnulzig und predigtartig halte.

Zum Beispiel?

„Fireproof“ konnte ich kaum ertragen. Wenn ein Nichtchrist einen solchen Film

sieht, wird er ihn ganz ganz seltsam und peinlich finden.

Jährlich treffen sich im Rahmen der Berlinale junge christliche Filmemacher in der von Ihnen mitgegründeten „Faith in Film Lounge“, um sich zu vernetzen und zu beten. Ist das nicht eine dieser Abschottungsbewegungen, die Sie so kritisch sehen?

Ja. Faith in Film habe ich mit ein paar anderen Leuten initiiert für Menschen, die stärker gemeindegebunden sind. Ich selbst bräuchte das gar nicht so. Aber ich habe erlebt, dass immer wieder Christen zu mir kamen, die sich Fragen zum Glauben und dem Filmemachen gestellt haben, auch darüber, wie man beides zusammen leben kann. Ich dachte: Wenn man die Leute zusammenbringt, hilft ihnen das vielleicht. Dieses Format ist also für Christen gemacht und zu einer Begegnungsstätte geworden. Wir wollen aber kein geschlossener Club sein.

Im März lief Ihr Film „Das Wunder von Kärnten“ im deutschen Fernsehen. Darin geht es um die Heilung eines Kindes. Haben Sie selbst schon mal ein Wunder erlebt?

Ja. Der Film dreht sich um die Frage, ob Heilung ein Wunder sein kann. Es ist die Heldengeschichte eines Arztes, der nicht loslässt und die einer Mutter, die nicht aufhört zu beten. Dennoch ist es kein christlicher Film. In meinem eigenen Leben habe ich erlebt, wie Freunde und Bekannte auf unerklärliche Weise gesund wurden, wo Geschwüre verschwunden sind, wenn Menschen für sie gebetet haben. Allerdings habe ich auch erlebt, wie Menschen gestorben sind – trotz Gebet. Die Botschaft für betende Menschen lautet dennoch: Niemals loslassen. Und die höhere Macht höher sein lassen und Gott die Entscheidung über Leben und Tod überlassen.

Jetzt haben Sie doch noch gepredigt...

Ein bisschen schon.

Herr Silber, danke für das Gespräch! ■



Film zum Artikel online:
youtube.com/user/proMedienmagazin



„Bloß keinen Journalismus studieren!“

Von „Brisant“ bis zu den „Tagesthemen“: Die Reporterin Iris Völlnagel liefert Beiträge für sämtliche Nachrichtenformate der ARD. Von der Zentrale des Mitteldeutschen Rundfunks in Leipzig aus ist sie für Themen aus Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen zuständig – „Ich mache alles, außer Sport“. pro stellt die engagierte Christin vor. | **VON MORITZ BRECKNER**

Ich bin ein großer Fan von Leipzig“, sagt Iris Völlnagel, und das ist ihr anzumerken: Von der obersten Etage des MDR-Hochhauses aus kann sie alle größeren Kirchen und Sehenswürdigkeiten der Stadt benennen und etwas darüber erzählen. „Ich finde es spannend, Neues zu entdecken. Manche Themen sind hier ganz andere. Ich finde es beispielsweise erschreckend zu sehen, wie Hartz IV oder Leiharbeit im Osten eine ganz andere Dimension haben.“ Völlnagel hat im Sendezentrum kein eigenes Büro. Als „feste Freie“ ist sie selbstständig und arbeitet in Schichten. „Oft komme ich in den Sender und weiß noch nicht, zu welchem Thema ich an diesem Tag drehen werde“, erzählt sie. Ihr Dienst beginnt meist gegen halb zehn. Es kann aber vorkommen, dass sie schon um sechs Uhr morgens oder noch

spät am Abend zu einem Dreh unterwegs ist. Völlnagel bekommt zum Schichtbeginn ein Thema zugeteilt und startet mit der Recherche, bevor sie mit einem Kamerateam zum Drehort fährt. Danach wird der Bericht im Sender unter ihrer Anleitung geschnitten und von ihr mit einem Off-Text versehen. Je nachdem, welche ARD-Sendung den Beitrag bestellt hat, wird er beispielsweise in einer der „Tagesschau“-Ausgaben, in den „Tagesthemen“, im „Morgenmagazin“ oder dem Boulevardformat „Brisant“ gesendet. Hin und wieder steht Völlnagel auch für Live-Schalten selbst vor der Kamera: „Das macht mir großen Spaß“, sagt sie. Die 42-jährige Journalistin ist auch engagierte Christin: in der „Leipzig English Church“, einer anglikanischen Gemeinde, besucht sie regelmäßig den Gottesdienst.

„Ich bin zwar christlich erzogen worden mit Kindergottesdienst, Jungschar und Konfirmation“, berichtet Völlnagel, „doch dadurch wird man ja noch nicht automatisch zum Christen. Nach einer Phase des Suchens habe ich mich mit Anfang 20 bewusst für Jesus Christus entschieden.“ Im Alltag macht sich dieser Glaube vor allem im Umgang mit Interviewpartnern und Kollegen bemerkbar: „Menschen mit unterschiedlichen Werten verhalten sich natürlich auch unterschiedlich“, ist ihre Erfahrung. „Als Christin im Journalismus ist es nicht mein Job, Glauben und Kirche in die Medien zu drängen – ich bin einfach Nachrichtenredakteurin“, stellt sie klar. „Die Kirche muss schon selbst dafür sorgen, dass sie im Gespräch bleibt.“ Als Christin sei sie froh, bei einem öffentlich-rechtlichen Sender zu arbeiten, da hier

zum einen Wert auf Qualität und saubere Recherche gelegt, zum anderen auch sensibler mit schwierigen Themen umgegangen werde: „Mir ist es wichtig, dass zum Beispiel Opfer von Verbrechen nicht vor-

schließlich ein Jahr Kurse an der Journalismusschule der Ryerson-Universität in Toronto. Nach dem Studium führte sie ein Volontariat zur Deutschen Welle nach Köln, Berlin und Brüssel.

„Wenn zum Beispiel das Computersystem abstürzt, 20 Minuten bevor ein Beitrag auf Sendung gehen soll.“

Die Flexibilität, die der Job als Reporterin fordert, kann Iris Völlnagel als Allein-



Fotos: pro

geführt werden“, sagt Völlnagel. „Ich bin dagegen, heikle Themen zu verschweigen, aber es ist eine Frage der Gestaltung: Allein über Schnitt und Text kann man da einen großen Unterschied machen. Die Frage ‚Was würde Jesus tun?‘ gilt für mich auch im Journalismus.“

„Manchmal hilft nur Beten“

„Der Weg in die Medien verläuft nicht so geradlinig, wie wenn jemand Arzt oder Anwalt werden will“, erklärt Völlnagel. Sie hat es selbst erlebt: Nach dem Abitur verbrachte sie ein Jahr in Israel und studierte in Heidelberg Politikwissenschaft und Anglistik. Durch Kontakt zum Evangeliums-Rundfunk (heute: ERF Medien) in Wetzlar begeisterte sie sich für den Journalismus. Sie absolvierte ein Praktikum bei einer Tageszeitung und besuchte

sel. „Das war eine klasse Zeit“, erinnert sie sich, „weil die Ausbildung einen hohen Praxisbezug hatte.“ Berufseinsteigern rät sie, möglichst viel praktische Erfahrung zu sammeln, Kontakte zu knüpfen – und, keinen Journalismus zu studieren. „Die Regel ‚Studieren Sie, was Sie interessiert‘ gilt in der Branche nach wie vor“, weiß sie. Bei einer Nachwuchsjournalisten-Tagung der Christlichen Medienakademie hat sie jungen Leuten Tipps für den Weg in die Medien gegeben. „Der Beruf des Journalisten erfordert mehr denn je auch Flexibilität und Risikobereitschaft – wem Sicherheit und eine gute soziale Absicherung wichtig sind, sollte das bedenken“, rät sie. „Feste Stellen gibt es immer weniger“, und der Arbeitsalltag eines Reporters habe eine hohe Dynamik. „Manchmal kann man wirklich nur beten“, erzählt Völlna-

stehende leichter aufbringen als Kollegen mit Familie: „Meinen Chef freut es natürlich, wenn ich kurzfristig einspringen kann oder mal an Feiertagen arbeite – das ist ein Vorteil“, erzählt sie. „Auf der anderen Seite neigt man auch dazu, sich tiefer reinzuhängen und abends länger zu bleiben.“ Als Ausgleich geht sie dann laufen, trifft Freunde, die keine Journalisten sind oder schaut „Filme mit Substanz“: am liebsten Biografien und Verfilmungen wahrer Begebenheiten. Auch Reisen in ferne Länder gehören zu den Hobbys der Journalistin, zuletzt nach Mali. „Ich liebe es, fremde Kulturen kennenzulernen – das gibt mir einen ganz neuen Blick auf das eigene Leben.“ Eine Sache von allen Blickwinkeln aus zu betrachten, ist auch für ihre Arbeit wichtig. „Mein Patenonkel hat mir mit auf den Weg gegeben: Schau dir alles an – und erst dann bilde dir ein Urteil.“ ■

Anzeige



Open Doors Tag 2012

Die Kraft der Ermutigung

9. Juni von 10.00–17.00 Uhr Kongress Palais in Kassel

Herzliche Einladung zu einem besonderen Tag der Ermutigung und Gemeinschaft mit verfolgten Christen!

- Sprecher aus islamischen Ländern
- Aktuelle Berichte und Zeugnisse verfolgter Christen
- Informieren, beten und aktiv werden

www.opendoors-de.org/aftershock

Einladung zum AfterShock Jugendwship Event
8. Juni, 19.00 Uhr, Kassel





In fast allen Fächern kommen die Notebooks zum Einsatz: Schüler der „Maschinenschreiben-AG“ beim Training des 10-Finger-Systems.

Das digitale Klassenzimmer

Wenn im Johann-Beckmann-Gymnasium der Unterricht beginnt, holen die Schüler statt Mäppchen und Ranzen ihre Notebooks heraus. Die Schule im niedersächsischen Hoya ist eine der wenigen Notebook-Schulen in Deutschland. Die Schüler bestreiten den Unterricht zum großen Teil digital. Anfängliche Zweifel sind ausgeräumt, Eltern, Schüler und Lehrer zufrieden mit dem Konzept. Das Christliche Medienmagazin pro hat eine Bestandsaufnahme gemacht. | VON JOHANNES WEIL

Digitale Lernwerkzeuge liegen im Trend: Nicht nur nach Schulabschluss, sondern auch im Unterricht gewinnen sie an Bedeutung – das hat auch die Bildungsmesse „didacta“ in Hannover gezeigt. Dort diskutierten Experten mit den Besuchern über den Einsatz sowie die Vor- und Nachteile moderner Medien im Unterricht. Michael Timm ist in Hoya der Koordinator für die sogenannten Notebook-Klassen. Er begleitet den Prozess von Anfang an.

Zeiten fester Computerräume sind vorbei

Der Startschuss fiel 2006 mit zunächst drei siebten Klassen. Heute sind die Note-

books am Johann-Beckmann-Gymnasium, wo 53 Lehrer 750 Schüler unterrichten, in allen Klassen und Kursen der Jahrgänge 7 bis 12 im Einsatz. Etwas mehr als 650 Computer sind am Schulnetzwerk angeschlossen. 600 davon sind persönliche Netbooks oder Notebooks von Schülern und Lehrern, die übrigen Geräte stehen für besondere Einsatzmöglichkeiten bereit. „Die Zeiten fester Computerräume sind an unserer Schule vorbei“, verdeutlicht Timm gegenüber pro. „Das ist nicht verwunderlich, schließlich gehen Schüler auch nicht mehr zum Schreiben in ein Schreibzimmer. Das Notebook ist ein selbstverständliches Arbeitsmittel geworden.“ Dafür gibt es in jedem Raum Stromanschlüsse und Funknetz für die Note-

books. Der 45-jährige Lehrer wurde bereits an der Universität von der Idee inoffiziell, neue Medien im Unterricht einzusetzen. Sein Professor an der Uni Bremen wurde noch vor zehn Jahren mit seiner Forderung „Ein Notebook in jede Schultasche!“ als „Spinner“ dargestellt: „Ein Großteil seiner Prognosen hat sich aber erfüllt“, so Timm. An seiner eigenen Schule musste er eher bei Kollegen als bei Schülern und Eltern Aufklärungsarbeit leisten und Ängste abbauen. „Auch bei schwierigen Fragen und strittigen Themen wollen wir hier keine falschen Versprechungen machen“, sagt der Pädagoge. Die Lehrer sensibilisieren die Schüler in Projekttagen für den Einsatz der Medien. Die Zustimmung der Eltern, die

in alle Prozesse eingebunden waren, lag jedes Jahr zwischen 88 und 100 Prozent.

Soziale Situation nicht entscheidend

Die Schulgemeinde hat von der Digitalisierung profitiert: „Es gibt Arbeitsgruppen wie ‚Schüler-schulen-Senioren‘ oder ‚Internetradio‘, die aus der Arbeit mit den Notebooks entstanden sind.“ Außerdem wurde der Unterricht anschaulicher, weil beispielsweise abstrakte chemische Experimente digital aufbereitet werden könnten. Vieles ist aus Timms Sicht jetzt flexibler und überraschender. Wo früher ein Lehrer mit der Lösung seines Problems auf die nächste Stunde verträsten musste, kann er diese mit Hilfe des Internets zeitnah präsentieren. Letztens habe ein Mathelehrer den erstaunten Schülern ein Musikvideo der Rockgruppe „Knorkator“ gezeigt, in dem der Satz des Pythagoras erklärt wurde, erzählt Timm.

„Die Wirbelsäule unserer Arbeit ist der Schulserver“, so der Lehrer. Dort sind Hausaufgaben, Unterrichtsergebnisse und Referate abrufbar. Im Erdkundeunterricht steht bei den „Neuern“ diese Woche Las Vegas auf dem Lehrplan. Etliche Aufgaben lösen die Schüler sehr schnell mit Hilfe des Internets. Die Kurzpräsentation mit Lösungsansätzen für die weitere Entwicklung der Wüstenstadt oder eine Bildbearbeitung werden – selbstverständlich – auch schnell digital durchgeführt.

Hauptschüler können am meisten profitieren

Eine soziale Zweiklassengesellschaft sei durch den Einsatz der Notebooks in der Schule nicht entstanden. Der schulische Förderverein stellt einen Fundus an Geräten zur Verfügung, damit keinem Kind die Teilnahme an einer Notebookklasse aus finanziellen Gründen verwehrt bleibt. „Studien haben übrigens gezeigt, dass Hauptschüler am meisten von der Arbeit mit den Notebooks profitieren können, weil der Mehrwert an Qualifikation für ihre berufliche Entwicklung am höchsten ist,“ sieht Timm einen Vorteil.

Vor Jahren hatten Schüler bemängelt, dass überall Medienkompetenz verlangt, diese aber nirgends vermittelt werde. Aus der Erfahrung der letzten Jahre weiß der Pädagoge: „Es ist völlig selbstverständ-

lich, dass bei Bewerbungen Kompetenz im Umgang mit neuen Medien gefordert wird. Unsere Schule bereitet auf das vor, was im Arbeitsleben oder an Universitäten erwartet wird.“ Die Schüler seien insgesamt souveräner und gelassener im Umgang mit den neuen Medien. „Endlich können einmal die Computerfreaks ihre Stärken ausspielen und andere Schüler von deren Wissen profitieren.“ Einen großen Vorteil sieht Timm auch in der Chancengleichheit, gerade für Schüler mit Migrationshintergrund oder mit Lese-Rechtschreib-



Den Profis auf den Zahn gefühlt: Schüler interviewen für die Internetradio-AG den Fußballer Hanno Balitsch.

schwäche. Sogar Schüler, die wegen einer längeren schweren Erkrankung nicht in die Schule kommen, können via Skype zugeschaltet werden.

Kultur des mutigen Versuchens

Doch das neue System rückt auch Probleme neu in den Fokus: Computerspielsucht, das systematische Mobben von Mitschülern über den Computer („Cybermobbing“) oder illegales Kopieren von Filmen über Tauschbörsen. Timm kennt das Spektrum und ermutigt dazu, mit pädagogischer Konsequenz dagegen vorzugehen, um die Opfer zu schützen. Allein an den Netbooks will er die Probleme aber nicht festmachen: „Diese Schwierigkeiten gibt es auch in Schulen ohne Notebookklassen. Und wenn manche pädagogischen Dinge schon im normalen Unterricht nicht funktionieren, warum soll dies bei der Arbeit mit Netbooks anders sein.“ Einen ähnlichen Ansatz vertritt der Pädago-

ge beim Schummeln, was sich durch den Schulrechner sicherlich vereinfacht hat: „Wir müssen vermitteln, dass Abschreiben nicht toleriert wird, egal ob mit oder ohne Netbook.“

Während das Johann-Beckmann-Gymnasium in Niedersachsen als Vorreiter fungiert, ist das übrige Bundesgebiet eher Entwicklungsland beim Einsatz von Note- und Netbooks im Unterricht. In der Bundesrepublik werden bei 0,8 Prozent der Schüler mobile Geräte eingesetzt. In Frankreich sind es 2,5 Prozent. An der

Spitze liegen die Niederlande, die USA und Dänemark mit über 20 Prozent der Schüler, die digital unterrichtet werden. Auch die Schulbuchverlage reagieren auf den Trend. Sie haben gemeinsam eine Software entwickelt, damit Lehrer die Inhalte der Schulbücher digital verwenden und sich Schüler noch besser auf den Unterricht vorbereiten können.

Für das Gymnasium und Michael Timm hatte die Einführung eine größere Bedeutung als gedacht: „Als Schulleitung haben wir Schüler, Eltern und Lehrer mit auf eine Reise genommen. Unseren Pädagogen mussten wir klarmachen, dass dies keine exklusive Spielwiese für Technik-Freaks ist, sondern alle Beteiligten vom Einsatz der neuen Medien profitieren können. Inzwischen hat sich eine Kultur des mutigen Versuchens entwickelt.“ Völlig unabhängig vom Fach: Gerade erst habe ihm ein Sport-Kollege erzählt, wie er die Hochsprünge in der Sporthalle mit der Kamera aufgenommen habe, um sie auf dem Laptop mit den Schülern zu analysieren. ■

Facebook ermöglicht es dir, mit den Menschen in deinem Leben in Verbindung zu treten und Inhalte mit diesen zu teilen.



Lebenslänglich online

Deutsch English (US) Español Português (Brasil) Français (France) Italiano العربية

Facebook © 2012 · Deutsch

Handy · Freunde finden · Banner · Per

Screenshot: pro

Das soziale Netzwerk „Facebook“ sorgt fast täglich für Schlagzeilen. Die Kritik richtet sich vor allem gegen den Umgang mit den Daten der Nutzer. Vielen Nutzern scheint das egal zu sein. Dabei können sie einiges dafür tun, um sich vor Datenmissbrauch zu schützen. | **VON ELLEN NIESWIODEK-MARTIN**

Weltweit sind 800 Millionen Menschen bei Facebook angemeldet.

Eine Profiseite beim weltweit größten Netzwerk zu haben, gehört, vor allem für Jugendliche, dazu. Facebook hat in Deutschland seine Konkurrenten haushoch abgehängt. Die virtuelle Gemeinschaft „Studi VZ“, noch vor wenigen Jahren DAS Netzwerk für Schüler und Studenten, hat innerhalb eines Jahres neun Millionen Nutzer verloren. Dabei hatten gerade die Communities der VZ-Gruppe gute Noten im Jugend- und Datenschutz bekommen. Diese Entwicklung zeigt zweierlei: Erstens, dass Trends im Netz unberechenbar und schnelllebig sind. Zweitens, dass alle Kritik von Jugend- und Datenschützern an der offensichtlichen Anziehungs-

kraft von Facebook nichts ändert. Pro Monat verweilen deutsche Nutzer dort statistisch 6,3 Stunden. Das Mindestalter von 13 Jahren halten viele Teenager nicht ein. Warum auch? Es kontrolliert sowieso niemand. Experten schätzen, dass über 7,5 Millionen Konten von Kindern, die jünger als 13 Jahre sind, bei Facebook existieren.

Gesichtserkennung, Facebookpartys, personalisierte Werbung und Ortungsdienste werden öffentlich und seit langem kritisiert. Auch die jüngste Veränderung, die „Chronik“, die Facebook Anfang des Jahres ankündigte, sorgte für Kritik. Wolfgang Huber, ehemaliger Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland, löschte aus Protest gegen diese Pflicht-Funktion medienwirksam seinen Facebook-Account.

Die „Chronik“ ist eine Mischung aus Tagebucharchiv und Lebenslauf. Kommentare, Bilder, Videos, Freundschaftsanfragen sowie andere auf Facebook hinterlassene Einträge des Nutzers werden auf einer Zeitleiste chronologisch dargestellt. Wer es bisher noch nicht wusste, kann es jetzt sehen: Bei Facebook werden erst einmal alle Daten gespeichert.

Zentrale Plattform des Lebens?

Facebook-Gründer Mark Zuckerberg erklärte bei einer Präsentation im September 2011, welches Ziel er mit der Chronik verfolgt: Alle Nutzer sollen möglichst ihren vollständigen Alltag auf „Facebook“ erfassen und mit anderen teilen können. Zuckerberg möchte sein Netzwerk zur „zen-

E-Mail Passwort

Angemeldet bleiben [Passwort vergessen?](#)

Registrieren

Facebook ist und bleibt kostenlos.

Vorname:

Nachname:

Deine Email-Adresse:

E-Mail nochmals eingeben:

Neues Passwort:

Ich bin: Geschlecht auswählen:

Geburtsdatum: Tag: Monat: Jahr:

Warum muss ich meinen Geburtsdatum angeben?

Wenn du auf „Registrieren“ klickst, akzeptierst du unsere Nutzungsbedingungen und erklärst unsere Datenverwendungsrichtlinien gelesen und verstanden zu haben.

Erstelle eine Seite für eine Berühmtheit, eine Band oder ein Unternehmen.

中文(简体) 日本語

Home · Seiten · Über uns · Werbung · Seite erstellen · Entwickler · Karrieren · Datenschutz · Impressum/Nutzungsbedingungen · Hilfe

Facebook in Zahlen

- » 845 Millionen aktive Nutzer weltweit
- » Mit 229 Millionen Nutzern bildet Europa den größten Markt für Facebook.
- » Bei den 14- bis 29-jährigen Internetnutzern sind bereits 92 Prozent Mitglied in einer oder mehreren Online-Communitys.
- » Im Jahr 2011 meldete das Unternehmen eine Milliarde Dollar Gewinn – bei einem Jahresumsatz von 3,7 Milliarden eine stolze Leistung. 85 Prozent der Einnahmen beruhen auf Werbung.
- » 3.200 Mitarbeiter sind bei dem Medienunternehmen beschäftigt.

Quelle: dpa / Bitkom-Studie „Soziale Netzwerke II“

tralen Plattform eines Lebens“ machen, auf der man von der Wiege bis zur Bahre alle Aktivitäten nachverfolgen kann. Wer beispielsweise wissen möchte, was ein Facebook-Freund am 14. Februar 2010 gemacht hat, kann dies künftig mit wenigen Mausklicks herausfinden. Fraglich bleibt, ob wir das wirklich wissen wollen.

Eine andere Funktion des Netzwerks, der „Freundefinder“, wurde – von den Medien nur nebenbei erwähnt – Anfang März vom Landgericht Berlin für unzulässig erklärt. Verbraucherschützer hatten geklagt. Wer sich einmal beim Netzwerk registriert hat, weiß, warum: Sobald man seine Daten eingegeben hat, zeigt Facebook Freunde und Kontakte an. Tatsächlich gehören die meisten davon zum Bekanntenkreis. Möglich macht das der „Freundefinder“: Er verleitet Neulinge dazu, Namen und E-Mail-Adressen von Freunden herauszugeben, die selbst nicht bei Facebook angemeldet sind. Diese Nicht-Mitglieder würden dann Facebook-Einladungen erhalten. Außerdem müsse der Nutzer sie nicht aufwändig beim Netzwerk suchen, begründet das Netzwerk die Funktion.

Hört sich nicht dramatisch an? Ist es aber, denn: Der Nutzer gibt dem „Freundefinder“ das Passwort für den E-Mail-Account und dieser übernimmt die Daten aus dem persönlichen E-Mail-Adressbuch.

Aber Zahlen sind nur eine Seite der Medaille: Facebook verändert. Es verändert unsere Gewohnheiten, aber auch die Bedeutung von Begriffen wie „Freund“,

zu kommen. Facebook bietet zweifellos viele Möglichkeiten, schützt allerdings standardmäßig Daten und persönliche Informationen seiner Nutzer nicht.

Eltern wollen vor allem wissen, ab wann sie ihren Kindern erlauben sollen, sich bei Facebook anzumelden – wenn diese sie denn überhaupt fragen, und wie sie ihre Sprösslinge schützen können.

„Mama, ich will zu Facebook – da sind alle meine Freunde“

„Status“ oder „Privatsphäre“. Es verändert auch die Strategien der Marketing- und Werbefachleute. Der Onlinebuchhändler „Amazon“ findet mehr als 30 Ratgeber über das Netzwerk. Da gibt es Sicherheits- und Karrieretipps, Bewerbungen und Hintergrundinformationen – von der richtigen Marketingstrategie bis zu konkreten Anleitungen, wie man das Netzwerk nutzt, um beruflich weiter

Auf alle Fälle sollte man sich bei der Anmeldung Zeit nehmen, um die „Privatsphäre“-Funktionen bei Facebook sorgfältig einzustellen. Denn man kann seine privaten Daten schützen, die Kunst ist eher, die richtigen Einstellungen zu finden.

Eltern, die selbst bei Facebook aktiv sind, wird es leichter fallen, die Kinder bei der Anmeldung und der Gestaltung

pro-Serie

Die Serie „Fit im Umgang mit Fernsehen, Computer und Co. – wie Medienerziehung gelingt“ greift die wichtigsten Themen der Medienerziehung auf.

der Kontoereinstellungen anzuleiten. Teenager wollen sich nicht gerne über die Schulter schauen lassen, Eltern sollten dennoch darauf bestehen, bestimmte Einstellungen bezüglich der Privatsphäre und Sichtbarkeit von Einträgen und Aktivitäten gemeinsam auf die geschützte Option „Nur meine Freunde“ hochzusetzen. Wer sich nicht auskennt, kann die Anmeldung der Kinder zum Anlass nehmen, sich das Ganze selbst anzuschauen. Eine Studie hat ergeben, dass Kinder Medienkompetenz eher durch Gespräche mit den Eltern entwickeln als durch strikte Verbote. Eltern finden Hilfe bei zahlreichen Online-Ratgebern. Die Initiativen „Klicksafe“ und „Schau Hin!“ beraten Eltern und Jugendliche und bieten „Schritt-für-Schritt-Anleitungen“ für viele Ein-

stellungen. Die Seite „mimikama.at“ von Facebooknutzern für Facebooknutzer bietet fast täglich neue Tipps zum sozialen Netzwerk.

Die wichtigsten Facebook-Regeln

Privatsphäre einstellen: Wer seine Kontakte in Kategorien einteilt wie „gute Freunde“, „Klassenkameraden“ und „Familie“, kann mit der Option „Listen verwalten“ individuell einstellen, wer welche Informationen, Bilder oder Kommentare sehen darf. Ob alles wie gewünscht funktioniert, lässt sich überprüfen, indem man sich auf der Profiseite anzeigen lässt, wie andere die eigene Seite sehen.

Gerade junge Nutzer sollten nur Freundschaftsanfragen von Menschen annehmen, die sie im wirklichen Leben schon mal getroffen haben.

Die wichtigste Regel bei allen Netzwerken und Internet-Aktivitäten ist mit einem Sprichwort beschrieben: „Was Du nicht willst, das man Dir zu, das füge auch keinem anderen zu.“ Wer vermeint-

lich witzige Sprüche über andere veröffentlicht, kann diese damit tief verletzen. Erst denken, dann posten!

Bikinifotos und Nackedei-Bilder mögen passend sein für eine Bewerbung als Model, haben aber in Facebook nichts zu suchen. Wer ein freizügiges Foto von sich einstellt, riskiert, dass manche Menschen das falsch interpretieren. Übrigens darf man keine Fotos von anderen einstellen, ohne um Erlaubnis zu fragen, das verstößt gegen das Recht am eigenen Bild.

Lokalisierungsdienste sind eine umstrittene Sache. Freunden kann man auf anderem Weg mitteilen, wo man sich aufhält, andere müssen es nicht wissen. Bei Minderjährigen ist die Funktion grundsätzlich ausgeschaltet, lässt sich allerdings aktivieren. Bei Erwachsenen ist der Ortungsdienst standardmäßig aktiviert, kann aber abgeschaltet werden.

Die achtseitige Broschüre „Info zur Facebook-Chronik“ hält konkrete Tipps zum Umgang mit der Chronik bereit. Sie kann auf der Seite klicksafe.de im Bereich „Themen“ als pdf-Dokument heruntergeladen werden. ■

Anzeigen

Urlaub 2012

- ✓ 250 Freizeiten und Studienreisen
- ✓ Biblisches Programm
- ✓ Umfassender Service

Gratis Katalog anfordern:
(0 70 52) 93 39-60
www.freizeiten-reisen.de

HEFTEN 2012
FEBRUAR - NOVEMBER

Liebenzeller Mission
Freizeiten & Reisen

Schöne Ferien und Mehr...

Liebenzeller Mission
Freizeiten & Reisen

WILLST DU EIN FESTES FUNDAMENT? WILLST DU EINEN SICHEREN UMGANG MIT GOTTES WORT? WILLST DU EINE TIEFE UND TRAGFÄHIGE BEZIEHUNG ZU JESUS CHRISTUS? WILLST DU EIN DYNAMISCHES GEBETSLEBEN? WILLST DU DIE KRAFT DES HEILIGEN GEISTES ...?

BIBELSCHULE GLAUBENSZENTRUM

JÜNGERSCHAFTSSCHULE
MITARBEITERSCHULE
SOW SCHOOL OF WORSHIP
FOCUS M SCHOOL OF MISSIONS

MÄCHTIG IM WORT,
BRENNEND IM GEIST
Bibelschule Glaubenszentrum

Glaubenszentrum Bad Gandersheim
Dr.-Heinrich-Jasper-Str. 20
37581 Bad Gandersheim

Tel.: (0 53 82) 9 30-0
office@glaubenszentrum.de
www.glaubenszentrum.de

GLAUBENSZENTRUM
Bad Gandersheim

Das Christliche Medienmagazin pro hat sich über die letzten Jahre stetig entwickelt und ist mit dem Anliegen, die Medienlandschaft aus christlicher Sicht zu beleuchten und zu kommentieren, zu einer der auflagenstärksten Zeitschriften im christlichen Bereich geworden. Das vom Christlichen Medienverbund KEP e.V. herausgegebene Magazin vermittelt und vertritt das Anliegen des Verbundes unter dem Motto „Mehr Evangelium in den Medien“ und erscheint sechsmal jährlich mit einer Auflage von 78.000 Exemplaren. Zusätzlich erscheint als Beihefter das auflagenstärkste Magazin zum Schwerpunktthema Israel, der Israelreport. Im Verbund mit dem Christlichen Medienmagazin pro und dem Israelreport haben wir die tagesaktuellen Nachrichtenportale www.pro-medienmagazin.de und www.israelnetz.com, die ebenfalls in die Zuständigkeit der Redaktion fallen. Darüber hinaus verbreiten wir aktuelle Informationen aus unserem Themenfeld auch über das wöchentliche pdf-Magazin, proKOMPAKT (12.500 Empfänger).

Da der jetzige Stelleninhaber uns verlässt, suchen wir zum nächstmöglichen Zeitpunkt

einen Journalisten (w/m) für die Leitung der Redaktion.

Der Sitz der Redaktion ist Wetzlar. Zum erweiterten Aufgabengebiet gehören zudem die Koordination der freien Mitarbeiter und die Begleitung von Nachwuchsjournalisten.

Wir suchen einen Journalisten (w/m), der eine journalistische Ausbildung absolviert hat, Erfahrungen im Bereich Redaktionsleitung und Personalverantwortung hat und zusätzlich über eine theologische Qualifikation verfügt.

Wenn Sie Leidenschaft für Ihren Beruf haben und in Ihren Adern „Journalistenblut“ fließt, wenn Ihnen der weitere Ausbau der Arbeit des Christlichen Medienverbundes KEP mit seinen unterschiedlichen Aufgabengebieten am Herzen liegt, dann sind Sie bei uns am richtigen Platz.

Eine wichtige Voraussetzung für jeden Mitarbeiter des Christlichen Medienverbundes KEP ist der persönliche Glaube an Jesus Christus und die Verankerung in einer christlichen Gemeinde.

Wir bieten Ihnen eine sehr interessante, vielfältige und vor allem ausbaufähige Tätigkeit in einem jungen und dynamischen Team mit einer fairen Bezahlung.

Bitte richten Sie Ihre aussagekräftige Bewerbung an:

Christlicher Medienverbund KEP
Geschäftsführer Wolfgang Baake
Steinbühlstraße 3
35578 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151
Telefax (0 64 41) 9 15 157
Mobil (0 172) 3 93 27 60
baake@kep.de

pro Christliches Medienmagazin
pro KOMPAKT

www.israelnetz.com

www.pro-medienmagazin.de





Musikalischer Schatzsucher

Ludwig Güttler hat zwei große Leidenschaften: Musik und die Dresdner Frauenkirche. Der Trompetenvirtuose, Dirigent und Organisator verschiedener Musikfeste geht mit 69 Jahren noch immer auf Konzerttournee – getrieben von der Liebe zur Musik und dem hohen Anspruch an sich selbst. | VON JONATHAN STEINERT UND MORITZ BRECKNER

Foto: Juliane Njankouo

Keinen Firlefanz“, sagt Ludwig Güttler. Der Musiker ist den Umgang mit Journalisten gewöhnt und er weiß, was er will und was er nicht will. Das tut er dann auch oder eben nicht. Und was er tut, tut er richtig: „Mir ist immer das Konzert am wichtigsten, das unmittelbar vor mir liegt“, sagt er, „egal, ob in einer großen oder einer kleinen Stadt.“ Mehr als dreißig Auftritte hat Güttler in einem Vierteljahr. Ob da Zeit bleibt für seine Familie und zum Erholen? Das sei eine „therapeutische Frage“. Natürlich mache er gezielt Urlaub, sonst sei das nicht zu schaffen. Aber er scheint die Aktivitäten zu brauchen, will etwas bewegen und gestalten. Im Gespräch macht er ausladende Gesten, rutscht auf dem Stuhl weit nach vorn, um sich gleich darauf wieder ganz zurückzulehnen. Als unglaublich kreativer Unruhegeist charakterisiert ihn ein Freund. Begrenzungen sind Güttler zuwider.

„Dynamisches Prinzip“

Einer seiner Lieblingschoräle ist „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“, weil er mit dem höchsten Ton beginnt und von Anfang an den Blick nach oben, auf das Hochgebaute richtet. Die Blickrichtung verbindet er auch mit der Frauenkirche, für deren Wiederaufbau er sich mit Benefizkonzerten und Spendenaufrufen, in Bürgerinitiativen und Stiftungen engagierte. Dafür hat Güttler unter anderem 2007 das Bundesverdienstkreuz erhalten. Er spricht vom „dynamischen Prinzip“, dem Menschen, den es braucht, um ein totes Instrument, herumliegende Trümmer, alte Partituren

und Baupläne zu einem neuen Kunstwerk zu beleben. All das verkörpert er.

Güttler antwortet in weiten intellektuellen Bögen, die alle irgendwie mit der Fragestellung zusammenhängen und kommt am Ende doch wieder zum Ausgangspunkt zurück. So entsteht manch metaphorisches Gebilde, und es erscheint als Gnade des Künstlers, dass der Gesprächspartner ein kleines Streiflicht des kreativen Geistes zu sehen bekommt. Entsprechend ungeduldig blickt Güttler, wenn sein Gegenüber die für ihn vollkommen logische Argumentation nicht auf Anrieb nachvollziehen kann.

Fassbarer wird Güttler bei seinen Konzerten. Um seinen „musikalischen Schatz zu heben“, hat er seinen grünen Pullover und karierten Schal gegen einen schwarzen Anzug samt roter Fliege ausgetauscht. Etwa 500 Zuhörer sind in die Gedächtniskirche nach Speyer gekommen, um ihn spielen zu hören. Das distinguierte Klientel gehört überwiegend zu Güttlers Generation und erinnert ein wenig an einen Abend im Staatstheater.

Auf Wunsch des Künstlers darf erst am Ende geklatscht werden, der Applaus fällt dann umso länger aus: Da die Orgel samt Bühne dem Altar gegenüberliegen, hat der Künstler den größten Teil seines Publikums beim Konzert nur von hinten gesehen. Am Ende erheben sich die Zuhörer und drehen sich um, es gibt anerkennenden Augenkontakt, Güttler lächelt und formt mit den Lippen immer wieder „Danke“. Am CD-Tisch wird er hinterher umringt, signiert alte Schallplatten, Bücher und CDs, er scherzt mit den Leuten: „Schreiben habe ich schon als Kind gelernt.“ ■

„Das wichtigste Instrument ist der Mensch“

Mit pro sprach Ludwig Güttler über Schätze in der Musik, seinen Glauben und die Frauenkirche als Symbol der Hoffnung. | VON JONATHAN STEINERT

pro: Sie haben sich intensiv für den Wiederaufbau der Frauenkirche eingesetzt. Was hat Sie dazu motiviert?

Ludwig Güttler: Das kann man mit Worten nur unzureichend schildern, aber ich will es versuchen. Wenn Sie auf der einen Seite die Kriegsrüden sehen, und auf der anderen Seite, wie die Universitätskirche in Leipzig, die diesem Kriegsgrauen entkommen war, 1968 einer Ideologie geopfert und gesprengt wird: dann kriegen Sie einen ohnmächtigen Zorn in sich. Und Sie spüren, dass der Aufbau der Frauenkirche in Dresden aus verschiedenen Gründen wichtig ist.

Welche Gründe sind Ihnen die wichtigsten?

Erstens die praktischen Möglichkeiten: Es gab die Pläne noch. Und die Menschen wollten sie wieder auferstanden sehen. Auch das Material war zwar eingestürzt, aber vorhanden.

Um das Spannungsgewicht im Stadtbild zwischen dem herrschaftlichen Schloss – dem Ensemble Hofkirche-Zwinger – und der zivilen Stadt wiederzubekommen, braucht man die Frauenkirche auf dem Dresdner Neumarkt, der das bürgerliche Zentrum der Stadt war. Und sie ist ein Symbol für Hoffnung und Zuversicht.

Inwiefern?

Ab dem Moment, wo sie empor wuchs, als noch nicht klar war, ob man fünf, 50 oder 500 Jahre wie für den Kölner Dom brauchen würde, wuchs die Hoffnung trotz aller Zweifel in kleinen Schritten – je mehr von der Kirche zu sehen war. Als die Engländer das Turmkreuz gestiftet haben, trug das die Zuversicht in sich: Bis dorthin müssen wir bauen, dann kann es drauf gesetzt werden.

Insofern hat die Frauenkirche bereits während ihres Wiederaufbaus mehr Nutzen, Wert und Geld eingebracht, als sie jemals gekostet hat. Im Herbst 1989 schien es unmöglich, das zu bewerkstelligen. Heute sieht man, dass Unmögliches möglich ist.

Sie haben gesagt, Sie lernen nicht das Instrument Trompete, sondern Sie lernen sich selbst.

Das Instrument bedarf des belebenden Prinzips, des Dynamischen, des Men-

schen. Das heißt also, das wichtigste Instrument ist der Mensch. Die Trompete verändert sich nicht, der ist das ganz egal, was ich mit ihr mache. Entscheidend ist das tägliche, kontinuierliche, aktive, bewusste Üben. Also: Tu was.

Sie spielen als Trompeter besonders viel Barockmusik. Was ist das Besondere an ihr?

Sie ist unmittelbar und echt. Barockmusik entstammt der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. Es gab damals nur noch einen Teil der Bevölkerung – die waren froh, dass sie davon gekommen waren. Die Künste sind sehr lebensbejahend, das ist ein Wiedererwachen, ein Herausbrechen des Lebendigen. Es ist unglaublich, was die Musik philosophisch aussagt, welche Strukturen sie hat, welche Symbolik und Botschaften darin versteckt sind. Das ist ein unerschöpflicher Reichtum, ein nachwachsender Rohstoff.

Sie treten viel in Kirchen auf, einem Ort des Gebetes, des Gottesdienstes. Inwieweit begreifen Sie Ihren eigenen musikalischen Beitrag als Gottesdienst?

Auf diese Frage könnte ich jetzt sehr populistisch antworten, das tue ich absichtsvoll nicht. Wir müssen uns in die praktischen Bezüge hineinbegeben, in denen so ein Werk entstanden ist. Es ist für mich wichtig, in die Dinge einzudringen, hinter die Fassade zu schauen, hinter den ersten Eindruck. Wie sind die Themen sprachgezeugt, welchem Duktus folgt der Komponist, wie ist sein Entwicklungsweg, wo kommt er her? Welche Tanzmusik hat er auf Kindergeburtstagen, Taufen und Hochzeiten kennengelernt?

Sich in dieses Leben hineinzusetzen, das fordert eine wache Wahrnehmung und das Bewusstsein, dass ein Schatz verborgen ist. Sie werden nur Schatzsucher, wenn Sie einen Schatz an irgendeiner Stelle vermuten. Einfach im Dreck rumzustochern, hat ja keinen Sinn.

Ist Kirchenmusik für Sie also eher ein musikalisches, kulturelles Schatzheben, weniger ein Gottesdienst?

Was mir an Ihrer Frage nicht gefällt, ist das entweder-oder. Sie bringen damit zum Ausdruck, dass man es in dieses oder jenes scheidet. Richard Wagner sagt, in Europa ist Musik Gebet oder



Tanz. Aber wenn Sie bei Johann Sebastian Bach nachschauen, dann ist es beides gleichzeitig. „Jauchzet, frohlocket“ aus dem Weihnachtsoratorium ist ein Menuett. Bach verwendet vorwiegend Tanzformen. Also man muss schon manches, wie in der Schule, in Physik, Chemie, Biologie einteilen. Aber in Wahrheit ist es ein Fach, man hat einfach unterschiedliche Zugangswege dazu.

Vielen Dank für das Gespräch! ■

Anzeige

Israel-Studienreise für Ärzte und medizinisches Personal 100 Jahre Hadassah

14. bis 22. Oktober 2012

32 Punkte für Ärztliches Fortbildungsdiplom
Info: Dr. Hummel, Kreiskrankenhaus Schleiz
Telefon (03663) 4 67 22 02
E-Mail s.hummel@hospital-schleiz.de



Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Chaos der Kulturen

In „Chaos der Kulturen“ wirft die Soziologin Necla Kelek einen selten kritischen Blick auf die Integration von Muslimen in Deutschland. Sie nimmt dabei kein Blatt vor den Mund: Islamverbände fordert sie auf, „vor der eigenen Tür zu kehren“ und die Fremdenfeindlichkeit in den eigenen Reihen offen anzusprechen. Bei dem Buch handelt es sich um eine Zusammenstellung von Texten, die Kelek in den Jahren von 2005 bis 2011 verfasst hat. Deutschen Einrichtungen wie dem Fernsehsender ZDF wirft sie vor, dem Druck von Islamverbänden klein beizugeben und Keleks Islamkritik als „Islamhetze“ zu verunglimpfen. Beispiele dieser Art untermauern Keleks grundsätzliche Zweifel, ob der Islam vereinbar ist mit europäischen Werten, allen voran Freiheit und Aufklärung. Aus diesem Grund seien der Integration von Muslimen Grenzen gesetzt. Alles, was darüber hinausgehe, sei ein Verrat an den eigenen Werten. Keleks These ist sicherlich nicht „politisch korrekt“, ihr Buch jedoch genau deshalb empfehlenswert. | **DANIEL FRICK**

Necla Kelek, „Chaos der Kulturen. Die Debatte um Islam und Integration“, Verlag Kiepenheuer & Witsch, 9,99 Euro, 256 Seiten, ISBN 978-3-462044287



Auf der Spur des Glücks

Gar keine schlechte Idee: Der amerikanische Psychologe, Redner und Buchautor Henry Cloud hat sich die neuesten Ergebnisse der Glücksforschung angesehen und diese mit den Aussagen der Bibel verglichen. Das Resultat: Was Glücksforscher heute entdecken, kann man seit Hunderten von Jahren in der Heiligen Schrift nachlesen – so umfassend stimmen Wissenschaft und Bibel überein. Cloud hat aus der Schnittmenge 13 Glücksprinzipien abgeleitet. Darunter bekannte, wie: „Glückliche Menschen sind dankbar“ oder „Glückliche Menschen vergeben“. Oder banale, beispielsweise: „Glückliche Menschen tun etwas für ihr Glück“. Aber auch ungewöhnliche Prinzipien, wie: „Glückliche Menschen haben Grenzen“ oder „Glückliche Menschen warten nicht auf ‚irgendwann‘“. Das Buch eignet sich für Menschen, die ihr Glas lieber halb voll sehen möchten als halb leer und die bereit sind, ihr Glück zu schmieden. Eine wesentliche Voraussetzung für ein glückliches Leben erwähnt Cloud am Schluss seines Buches: „Wenn ich bewusst die Beziehung zu Gott suche – die Bibel nennt dies an ihn ‚glauben‘ –, dann geschehen viele, viele Dinge, die mein Leben, meine Gesundheit, mein Wohlergehen und, ja, mein Glück tief beeinflussen.“ | **WALTER BECKER**

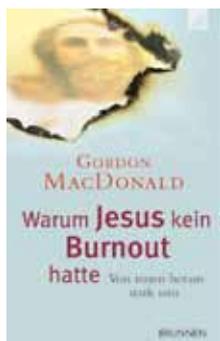
Henry Cloud, „Auf der Spur des Glücks“, SCM Hänssler 2012, 14,95 Euro, 174 Seiten, ISBN 978-3-7751-5352-2



Für Frömmigkeit in Freiheit – Die Geschichte der Evangelischen Allianz

Geschichtsinteressierte und Freunde der Evangelischen Allianz dürfen sich freuen. In seiner Habilitationsschrift beschreibt Gerhard Lindemann ausführlich die Gründerjahre (1846 - 1879) der Evangelischen Allianz. Seine Analyse ist eingebettet in die geschichtlichen Verhältnisse und Bedingungen jener Zeit. Lindemann förderte für sein Werk bislang selbst in der Fachwelt unbekannte Dokumente aus englischen und amerikanischen Archiven zutage. Protokolle, Tagebücher und Briefsammlungen wurden akribisch ausgewertet, was sich nicht zuletzt im Umfang von 1.060 Seiten niederschlägt. Der Preis von 129,90 Euro für das Buch ist hoch, gemessen am Umfang der Arbeit jedoch durchaus gerechtfertigt. Das Werk ist würdig, Allianz-Interessierten und Historikern Wesen und Wirken der Evangelischen Allianz zu dokumentieren und zu konservieren. | **WERNER BEYER (ARCHIVAR DER EVANGELISCHEN ALLIANZ)**

Gerhard Lindemann, „Für Frömmigkeit in Freiheit – Die Geschichte der Evangelischen Allianz im Zeitalter des Liberalismus“, LITVerlag, 129,90 Euro, 1060 Seiten, ISBN 18461879

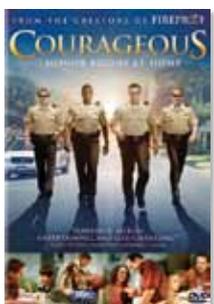


Warum Jesus kein Burnout hatte

„Keine Ernte wird reicher durch panische Eile.“ Das gilt auch für das Reich Gottes, meint der Pastor Gordon MacDonald aus den USA. Wir Christen benehmen uns oft so, als müssten wir im Alleingang die gesamte Welt retten. Diesen Auftrag hatte allerdings nur Jesus Christus. Doch nirgendwo ist davon die Rede, dass er es eilig gehabt hätte oder in Hektik verfallen wäre. In seinem Buch „Warum Jesus kein Burnout hatte“ gibt MacDonald Denkanstöße für einen ausbalancierten Lebensstil. So schaltet er zu bestimmten Zeiten das Telefon aus, damit er noch Zeit für die Familie hat. Seine überraschende Erkenntnis: „In all den Jahren als Pastor in drei Gemeinden habe ich nur wenige Situationen erlebt, in denen meine Gegenwart absolut notwendig war.“ Aufgrund seiner eigenen Biographie bildet der Autor vor allem die Lebenswelt von Pastoren ab. Doch auch christliche Führungskräfte oder Gemeindemitarbeiter können zumindest teilweise von seinen Ausführungen profitieren. Jedes Kapitel schließt mit ein paar persönlichen Fragen ab, die dem Leser helfen, den Inhalt für sich selbst zu reflektieren.

| ELISABETH HAUSEN

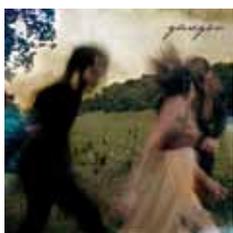
Gordon MacDonald, „Warum Jesus kein Burnout hatte. Von innen heraus stark sein“, Brunnen, 16,99 Euro, 272 Seiten, ISBN 13: 978-3-7655-1189-9



Courageous

Vier Polizisten stehen im Mittelpunkt des Films „Courageous – Ein mutiger Weg“. Im Berufsleben kämpfen sie gemeinsam gegen Probleme wie Drogen- und Bandenkriminalität. Im privaten Bereich meistern sie ihre Herausforderung als Väter mehr oder weniger gut. Ihre Kinder entfremden sich von ihnen, und als einer der vier eine persönliche Tragödie erlebt, haben sie das Bedürfnis, ihr Leben zu verändern. Doch dabei stoßen sie an ihre Grenzen. Der Film thematisiert Lebensbereiche wie menschliche Beziehungen, die Rolle der Religion, die Suche nach einem Arbeitsplatz, Einsamkeit, fehlende Hoffnung, Wertschätzung, Verantwortung und Vergebung. Er inspiriert auch dazu, sich wie die Protagonisten des Films Gedanken zu machen und Dinge im eigenen Leben zu klären. Der Film wurde 2011 zur „inspirierendsten“ Kinoproduktion gekürt. Er lebt von einem guten Spannungsaufbau und vielen Emotionen, wobei der christliche Glaube an der einen oder anderen Stelle etwas „aufgesetzt“ erscheint. | JOHANNES WEIL

Gerth Medien / provident films, 14,99 Euro, www.courageousthemovie.com



Gungor – Ghosts Upon The Earth

Pure Dankbarkeit für das Leben schallt dem Hörer aus diesem unbedingt empfehlenswerten Album entgegen. Die Band um Michael Gungor aus dem amerikanischen Colorado zieht den Hörer mit eingängigen Liedern, größtenteils im Rock-Pop-Stil, zunächst in die Weltgeschichte hinein. In genialer Weise sind Schöpfungsakt und erstes Leben auf der Erde in Töne und Melodien umgesetzt. Vorläufiger Höhepunkt ist das wunderbare „Crag and Clay“, ein entspanntes Lob auf den Schöpfer. Die folgenden Titel thematisieren den Fall der Schöpfung und dessen von Gott versprochene Aufhebung. Das folkloristische „You Are the Beauty“ oder das minimalistische „Church Bell“ rufen zur kindlichen Freude an der Schöpfung auf, welche die Menschen mit allen Sinnen genießen können. Trotz seiner gefälligen Melodien klingt das für den Grammy nominierte Album nicht nach dem üblichen Lobpreis und ist aus diesem Grund ein Kleinod unter der christlichen Musik. | DANIEL FRICK

SCM Hänssler, 14,95 Euro, www.gungormusic.com



Audrey Assad – Heart

Mit ihren 28 Jahren hat die amerikanische Sängerin Audrey Assad bereits Spannendes erlebt: Im Alter von 19 Jahren entschied sie sich bewusst für den Glauben an Jesus Christus und besuchte regelmäßig eine Freikirche, bevor sie 2007 zum katholischen Glauben übertrat. 2011 heiratete sie den Musikmanager William Gene Price, bei dem kurze Zeit später Krebs diagnostiziert wurde. „Heart“ verarbeitet auch letztere Erfahrung und bietet zwölf nachdenkliche, aber durchaus gut gelaunte Popsongs für einen entspannten Nachmittag bei einer Tasse Tee. Wer Gott sucht, der wird ihn finden und Hilfe erhalten, ist die Kernbotschaft des gelungenen Albums. | MORITZ BRECKNER

Gerth Medien, 18,99 Euro, www.audreyassad.com



sind charmant,
ideenreich,
fröhlich ...
ABER: sie sind
auch verletzlich,
leiden doppelt
an Armut und
Ungerechtigkeit,
können ihre
Lebenssituation
kaum selbst
nachhaltig
verändern.

Die Lüge der Armut ist: „Du bist wertlos!“ – „Keiner kümmert sich um dich!“ – „Die Welt hat dich vergessen!“ – „Gott hat dich vergessen!“
Die Wahrheit ist: Gott hat jeden Menschen geschaffen und ihm Würde gegeben. Er liebt jeden einzelnen und kümmert sich um ihn. Die Wahrheit ist auch, dass er uns daran beteiligen will.

**VERÄNDERE DAS LEBEN EINES KINDES
IM NAMEN JESU UND DU BEGINNST,
DIE WELT ZU VERÄNDERN.**

Wer mit Compassion eine Kinderpatenschaft übernimmt, beteiligt sich, die Welt zu verändern! Ein Kind nach dem andern.

Mehr Informationen unter:

WWW.COMPASSION-DE.ORG

COMPASSION DEUTSCHLAND

Liebigstraße 9a | 35037 Marburg

TEL: +49 (0) 64 21 3 09 78-0

EMAIL: info@compassion-de.org